Rosaliens Nachlaß

nebst

einem Anhange.

Herausgegeben

von

Friedrich Jacobs.

Zweiter Theil.

Dritte vermehrte Auflage.

Leipzig, bei Carl Cnobloch
1820.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Rosaliens Nachlaß.

Antonie an Rosalien.

Meine geliebte, meine theure Freundin.

Wem könnte ich eher als Dir die Freude mittheilen, die ich in diesem Augenblick fühle, oder von wem könnte ich mir eine herzlichere und aufrichtigere Theilnahme versprechen. Unsre Wünsche sind erfüllt; Saint-Vals Bitte ist ihm von seinem Vater gewährt. Vor wenigen Stunden erhielt ich diese Nachricht durch einen Brief des geliebten Freundes, der mir mit jedem Tage theurer wird. Wie schön und wahr spricht er von Dir, meine Rosalie, und so ganz aus meinem Herzen! wie rührend dankbar von seinem Vater! wie zärtlich von seiner Schwester Natalie! Auch der Brief des Barons selbst, den er mir beylegt, zeugt von dem schönen Verhältnisse, in welchem alle Glieder dieser

Familie unter einander stehn, von dem Zutrauen, das der Vater seinem Sohne schenkt, und von dem frommen Sinne, mit dem er die Ereignisse des Lebens an dem Himmel knüpft. Daß ich mich künftig an diese Trefflichen anschließen und unter sie treten soll, das darf ich nun wohl als eine der erfreulichsten Schickungen Gottes betrachten. Möchte er mich doch eines solchen Glücks würdig machen! Möchte ich doch einst die Hoffnungen erfüllen können, welche die allzupartheyische Liebe meines Freundes den Seinigen eingeflößt hat!

Daß ich mich aber einer reinen Freude noch nicht überlassen kann, das hindern die Besorgnisse, die Du bey mir von Deiner Gesundheit erregt hast, und Theodors Briefe auf eine beunruhigende Weise bestätigen. Ich verberge sie Dir nicht; denn was andre dabey schrecken würde, das erregt Dir keine Furcht; ja, es ist in Dir eine Sehnsucht nach dem Himmel, die mich schmerzt, ohne

daß ich sie tadeln kann. Ach, meine Freundin, wenn es Dir leicht wird, das Leben zu entbehren, so kann ich doch den Gedanken nicht ertragen, Dich auf immer aus dem Lande der Hoffnungen, wo ja auch mir die Hoffnung des Wiedersehens blüht, entschwinden zu sehn. Darum hänge doch, Du geliebte Freundin, jener Sehnsucht nicht allzusehr nach! schone das zarte Gewebe, das dich umhüllt, um Deiner Freundin willen, die Dich ja in dieser Hülle zuerst liebte, als sie in ihr Dein Herz nur erst ahndete. Höre die Stimme der Freundschaft, gute Rosalie, die ja auch keine unheilige Stimme ist, und verabsäume nichts, was Deine Erhaltung fördern kann! Erfreue Dich der Erde — erfreue die Erde durch Dich — und sehne Dich nicht zu früh nach dem Himmel, den Du ja in Dir trägst, und den Du auch uns gibst, die wir Dich so innig lieben.

Seit der Abreise meines Bruders und des geliebten Freundes lebe ich einsamer als je.

Die Vergnügungen des Winters haben ihren Anfang genommen, aber ich entziehe mich ihnen, nicht weil ich davon eine Verletzung meiner Treue fürchtete, sondern aus Vorliebe für die Einsamkeit und die häusliche Stille. Auch weiß ich nicht, wie es kömmt, aber seit einiger Zeit machen mich die Veranstaltungen des Vergnügens, und das hastige Drängen darnach ganz niedergeschlagen, da ich fast immer an dem Ziele der versprochnen Freude weniger Genuß als Ermüdung sehe. Ist nicht fast jedes Fest nur eines der Hoffnung? so daß das gegenwärtige meist erst durch die Erwartung des nächstkommenden gewürzt wird. Seitdem sich mir diese Ansicht immer mehr aufdrängte, finde ich auch immer mehr Freude an häuslichen Beschäftigungen. Auch dem Lesen räume ich einen Theil meiner Zeit ein, nicht bloß, wie sonst wohl, um die Langeweile zu bannen — wo ich dann meist bey dem leichtsinnigen Flattern durch irgend ein leichtes

Buch nur eine Art der Langenweile mit einer andern vertauschte — sondern mit ernstlichen Absichten, und nicht ohne Buch zu halten über das, was ich lerne und denke. Du siehst, daß ich Deinen Rath, wenn auch schon spät, befolge; und seitdem ich mich gewöhne, meine Gedanken auf dem Papiere fest zu halten, gewinnt das Lesen einen Reiz für mich, den es vormals nicht hatte; und es ist gerade das Ernsteste und was mir am meisten zu denken gibt, was mich am meisten anzieht. Dadurch ist mir auch die Unterhaltung in freundschaftlichen Cirkeln werther geworden. Ich vermeide etwas sorgfältiger das müßige Plaudern, das die Zeit tödtet, und achte mehr auf das Gute und Nützliche. Sonst war mir der gegenwärtige Augenblick das meiste werth; ich sah selten rückwärts; und wenn die Zeit mir verfloß, so fragte ich nicht viel darnach, w i e sie verfloß. Dabey konnte ich nun dem drückenden Gefühle eines leeren Da-

seyns nicht entgehn, ja, dieses schien sich oft in dem Verhältnisse zu erweitern, in welchem ich mich bemühte es auszufüllen. Jetzt ist mir die Einsamkeit nicht zur Last, und ich vertausche sie nur gegen das Zusammenseyn mit wenigen Freunden, bey denen ich Unterhaltung finde. So wird mir das eine durch das andre lieber. Und sollte nicht immer das Leben aus Einsamkeit und gesellschaftlichen Verkehr gewebt seyn, wie ein Gemählde aus Licht und Schatten? Die wehenden Winde befruchten die Welt der Pflanzen; aber nur in stiller Luft gedeiht der schwellende Keim, und die Blume will zu ihrer Entfaltung Ruhe. Wenn die Unterhaltung mein Gemüth auf mannichfaltige Weise angeregt hat, so freue ich mich den Gang des Gesprächs noch einmal im Stillen zu durchlaufen, die einzelnen Blüthen, die ihm entkeimten, aufzunehmen, zu pflegen und groß zu ziehn, eigne Gedanken daran zu knüpfen, und so das kleine Kapital mei-

ner Ideen durch den erlaubtesten Handel mit fremden zu vergrößern. Der Genuß, den mir dieses gewährt, wirft auf alle Ergötzlichkeiten der großen Welt, an denen ich ehedem fast noch mehr Geschmack fand, als ich Dir gestehen mochte, einen breiten Schatten. Ehedem glaubt' ich Dir, jetzt weiß ich und fühle, daß die Welt mit ihrer Pandorabüchse voll beflügelter Freuden das Gemüth verarmen läßt, und daß man den gewiß nicht glücklich nennen kann, der durch das ganze unendliche Labyrinth von Ergötzlichkeiten hindurch immer umsonst nach dem Mittelpunkte der Ruhe und innern Genüge jagt. Ein Charakter bildet sich da sicher nicht, wo man immer nur nach Anderer Sinne lebt, nie mit sich selbst; wo man mit dem Strome schwimmt, und wie der Kiesel zwar glatter wird, aber nicht edler; und wo auch der Beste nur allzu oft in Gefahr geräth, die eigne Einsicht den Launen, der Gunst, der Eitelkeit, der Gewinnsucht und

tausenderley andern Einflüssen Preis zu geben.

Alle Gesellschaften sind jetzt voll von der Geschichte eines Ehepaars, das, wie so viele, seinen Himmel in den Freuden der Welt suchte, und seine Hölle darin fand. Auf mich hat diese Geschichte bey meiner gegenwärtigen Stimmung einen tiefen Eindruck gemacht, den ich mir für mein übriges Leben bewahren will, um auch die ersten Schritte zu dem schlüpfrigen Abhang zu meiden, auf dem sich nach Belieben aufzuhalten, nicht in unsrer Gewalt steht. Nicht jedem Irrenden zwar steht eine solche Katastrophe bevor. Aber wer kann wissen, wo er untergehn wird, wenn er sich einmal in den Strudel der Thorheit geworfen hat? Wenigstens ist das glücklichere Entkommen oder der minder schmerzliche Untergang dann kein Verdienst.

Wahrscheinlich erinnerst Du Dich noch von einem Grafen Nicola von Dorscheï

gehört zu haben; vielleicht hast Du ihn so-
gar selbst noch gesehn; wenigstens zogen
damals seine kostbaren Pferde, seine glän-
zenden Carossen, und seine vergoldete Die-
nerschaft alle Augen auf sich. Dieser ist
seit kurzem ein Gegenstand des tiefsten Mit-
leidens, und eines Mitleidens, das durch
keinen Zusatz von Achtung gemildert wird.
Leider ist sein Schicksal größtentheils das
Werk seiner eignen Verschuldungen. Er
war reich und unabhängig geboren, wie ir-
gend ein Edelmann in Deutschland; und wie
das Glück, so hatte ihn auch die Natur
günstig bedacht. Sein Aeußeres war gefäl-
lig; sein Geist lebendig und zu allem auf-
gelegt; er hatte hiezu noch eine Masse von
Kenntnissen gethan, wie man bey natürlichen
Anlagen in dem Umgange mit der Welt
leichten Kaufes erwirbt. Leider aber war
seine ganze Erziehung nur auf den Glanz
des Aeußern gerichtet worden, und seine thö-
rigte Mutter war entzückt, als sich ihr Sohn

gleich bey seinem Eintritt in die Welt in gefährliche Liebeshändel verstrickte, und durch Aufwand in Spiel und Pferden den übrigen Adel der Hauptstadt verdunkelte. Damals war die junge Baronin von Fersan eine der größten Zierden des Hofs; das schönste Fräulein in ganz Baiern, so wie das stolzeste, und eine reiche Erbin überdieß. Viele bemühten sich um sie; aber sie, der Triumphe gewohnt, hielt die angesehensten Bewerber in ehrfurchtvoller Entfernung. Graf Nicola schien bestimmt die Verschmähten zu rächen, und den Stolz der spröden Schöne zu demüthigen. Von einer heftigen Leidenschaft gegen den liebenswürdigen Verschwender ergriffen, bemühte sie sich um ihn, wie sich andere um sie bemühten; doch in andre Liebeshändel verstrickt, achtete er anfänglich wenig auf sie, bis er bemerkte, daß sie entweder aus Verdruß über seine Sprödigkeit, oder aus List, einem italienischen Grafen Gehör zu geben schien, den er als

einen Nebenbuhler seiner verschwenderischen Thorheiten tödtlich haßte. Jetzt veränderte sich sein Betragen gegen sie. Er forderte seinen Rival zum Zweikampf heraus, und brachte ihm eine gefährliche Wunde bey; brach dann mit seiner bisherigen Geliebten auf eine auffallende Weise, und stellte der schönen Fersan zu Ehren die glänzendsten und sinnreichsten Feste an, die man je in München gesehen hatte. Sie genoß ihren Triumph mit Entzücken, und in kurzem war sie seine erklärte Braut. Der Glanz ihrer Vermählung entsprach dem Reichthume beyder und ihrem Hange zur Pracht. So war auch ihr übriges Leben eine Kette von Festen und Vergnügungen. Ihr Haus schien ein Tempel der Freude zu seyn, und wenn sie öffentlich erschienen, staunte die Menge nicht ohne Neid die Glücklichen an.

Aber in der That war dieses beneidete Glück nur ein glänzendes Elend. Noch kein Jahr war vergangen, als aus dem Bösen,

was in beyden lag, eine Saat des Verderbens aufschoß. Die Frivolität des Grafen, die keinen Zwang dulden konnte, ertrug den Stolz und die Ansprüche seiner Gemahlin mit einem Unmuth, der bald in Haß ausartete; während die Gräfin ihrer Seits jede Huldigung, die er einer andern brachte, als eine strafbare Beleidigung ihrer Würde ahndete. Beyde suchten sich jetzt absichtlich weh zu thun; der Graf stürzte sich ausgelaßner als je in den Strudel des Vergnügens, und vernachlässigte seine Gemahlin immer mehr, selbst vor den Augen der Welt. Dieses unselige Verhältniß ward also bald bemerkt. Einer der vertrautesten Freunde des Grafen benutzte es. Aber dieser sah das strafbare Verhältniß nicht ohne Wohlgefallen; theils weil es ihn freuen mochte, die stolze Gräfin von ihrer Höhe herabsinken zu sehn, theils weil es seinen eignen nichtswürdigen Planen zu Hülfe kam. In einer neuen Liebe zu einer schönen, höchst verführerischen und

listigen

listigen Frau befangen, ertrug er das alte Band nicht länger, sondern benutzte die kundige Untreue seiner Gemahlin, um sich von ihr zu trennen. Das öffentliche Aergerniß war ihm gleichgültig. So trennte sich mit gleicher Frechheit die neue Geliebte von ihrem Gemahl, und verließ, von Eitelkeit und Leidenschaft trunken, die liebenswürdigen Kinder, die sie ihm gegeben hatte. Aber bald wurde der strafbare Verein gestört. Die Brüder der Verführerin, durch die gröbliche Verletzung des äußern Anstandes empört, bemächtigten sich ihrer, und führten sie nach einem Kloster in Franken ab, wo sie in strenger Verwahrung so lange büßen sollte, bis man auf eine gänzliche Veränderung ihrer Gesinnungen rechnen könnte. Auf der Reise stellte sie sich sehr reuig an; dankte ihren Brüdern mit Thränen, sie der Schande und den Gefahren eines gänzlichen Unterganges entrissen zu haben, und gelobte eine solche Besserung, daß ihr voriger Gemahl, wenn

auch eine völlige Aussöhnung nicht möglich seyn sollte, ihr doch in kurzem die Erziehung ihrer geliebten Kinder anvertrauen solle. So waren sie etwa noch eine Tagereise von dem Orte ihrer Bestimmung entfernt, als sie zu Erlangen in einem Gasthofe übernachteten, wo gerade ein Maskenball gehalten wurde. Die Begleiter der Dame, ihrer völligen Ergebung gewiß, Freunde des Vergnügens und des Spiels, können sich die Theilnahme an dieser Lustbarkeit nicht versagen, und lassen ihre ermüdete Schwester unter der Aufsicht eines Mädchens, von dessen Treue sie sich überzeugt halten. Aber die List schlief nicht in dieser Nacht. Graf Nicola war unvermerkt der Entführten gefolgt, und durch das verschlagne Mädchen von Allem unterrichtet, entführt er die Geliebte und ihre Dienerin fast unter den Augen ihrer Brüder, und hat die Gränze und sein Schloß schon erreicht, ehe jene, die in derselben Nacht ihr Geld und ihre Schwester

verloren, die Ueberlistung wahrnahmen. Sobald der Graf in Sicherheit ist, tritt er, um eine neue Verbindung zu erleichtern, zu einer andern Kirche über, und genießt sein neues Glück einige Monate lang in der Stille der Einsamkeit. Dieser Genuß war indeß bald erschöpft. Die große Welt zog beyde zu mächtig an, als daß ihnen die Reize einer schönen Natur genügt hätten. Sie eilten also nach Wien, wo der Graf bald wieder auf dem vorigen Fuß zu leben begann. Seine junge Gemahlin, im höchsten Grade gefallsüchtig, und unfähig irgend einer Lockung Widerstand zu thun, verwickelte sich in neue Liebeshändel; aus diesen entsprangen häusliche Zwistigkeiten; und aus diesen, da der Graf seine Gemahlin in der That weit über Verdienst liebte, neue Thorheiten und größere Verschwendungen. Sein Vermögen war erschöpft; die Schulden erdrückten ihn. Aber von seinen Gläubigern verfolgt, und der bittersten Reue dahinge-

geben, war doch sein eheliches Verhältniß die schrecklichste seiner Peinigungen. Seine Gemahlin schonte ihn nicht mehr. Sie wollte seine Einstimmung zu einer Trennung ertrotzen, um einem andern Liebhaber folgen zu können; er aber, an ihr als seinem letzten Gute hangend, versagte seine Einwilligung mit unerwarteter Standhaftigkeit. Erbittert und von blinder Leidenschaft oft fortgerissen, greift die Unglückliche zu einem verzweifelten Mittel. Sie gibt ihrem Gemahle Gift, und da ihn dieses nur krank macht, nicht tödtet, rafft sie den letzten Rest seiner Habe zusammen, und flieht. Sie ward eingeholt, und büßte ihr Verbrechen unter der Geißel, die ihren schönen Leib zerfleischte, und bey harter Arbeit unter gemeinen Missethätern. Er mit Mühe vom Tode gerettet, der eine Wohlthat für ihn gewesen wäre, alles Eigenthums beraubt, schleicht, mit einer kleinen Competenz, die ihn eben gegen den Hungertod schützt, von Gift zu-

sammengezogen, ein junger Greis, durch die Straßen von Wien, und sucht, die Augen seiner vormaligen Freudegenossen vermeidend, in den einsamsten Winkeln der Spatziergänge die erquickende Sonne auf. Dieß alles ist die Geschichte von einigen wenigen Jahren, in denen sich Thorheiten, Verbrechen und Schmach aller Art auf eine eben so schreckliche als lehrreiche Weise vereinigten.

Solche Ereignisse, in denen sich eine furchtbare Verwirrung und ein tiefes sittliches Verderben kund thut, und die leider, wenn auch schon in kleinern Verhältnissen, häufig genug sind, möchten wohl als ein kräftiges Mittel gegen die Bethörung der Welt dienen; aber es scheint mir, daß sie von den meisten nur wie andre Neuigkeiten des Tages, als ein Gegenstand der Neugierde aufgefaßt, einen Augenblick angestaunt, und dann auf immer vergessen werden. Glücklicherweise sind Saint-Vals Neigungen entschieden auf das Ernste gerichtet, und ich

gelobe Dir und mir, daß ich in jedem Verhältnisse, in das mich sein Wille oder die Umstände überhaupt setzen werden, seiner würdig seyn will. Dieser Vorsatz steht mit mir auf und geht mit mir schlafen, und ich weiß gewiß, daß mir der Beystand der ewigen Güte zu der Ausführung dieses Entschlusses nicht fehlen wird. Es ist eine freudige Ueberzeugung in mir, die mit jedem Tage festere Wurzeln faßt, daß uns ein frommer und schlichter Sinn und ein festes Vertrauen auf Gott auch aus den verwickelsten Verhältnissen retten kann. Zwar wird sich die Frömmigkeit in der Auflösung schwerer und verwickelter Aufgaben nicht eben mit der Klugheit messen wollen; aber sie wird sie überwinden, indem sie lieber auf jeden Vortheil der Lösung Verzicht thut, als daß sie sich zu einem schlüpfrigen Wege verleiten ließe. Die meisten Verwickelungen des Lebens werden ja wohl weniger durch nothwendige Umstände, als durch eigne Will-

führ, durch die Begierden, den Ehrgeiz und die Habsucht verursacht, und es ist wohl nicht zu verwundern, wenn so schlimme Geister in Labyrinthe ohne Ausgang führen. Wenn man hingegen nur wenig begehrt, wenn man nur immer das, was recht ist, will, so wird ja auch wohl das Leben sehr vereinfacht, und eben dadurch leichter und heiterer. Weniger dramatisch zwar, und weniger schimmernd — aber wir wollen ja das Leben nicht als Comödianten spielen, die, indem sie andre ergötzen, selbst wenige Freude und große Noth und Mühe haben.

Ich habe mich dem Verlangen mit Dir zu sprechen, und Dir alle meine Gedanken mitzutheilen, fast über Gebühr hingegeben. Aber wenn ich meine Feder auch noch so lange habe gehen lassen, so hab' ich mir dennoch nie ein Genüge gethan, und, nach Allem, bleibt dieselbe Sehnsucht zurück. Ach Rosalie, warum haben wir doch je getrennt werden müssen? warum muß ich Dich gerade

jetzo entbehren, wo das Bedürfniß der Mittheilung so groß in mir selbst ist, und wo ich Deines Rathes, Deines liebenden Einflusses mehr als je bedarf? — Doch so hat es der Himmel gewollt, und ich bin ja schon glücklich genug, Einmal in Deiner Nähe gelebt zu haben. Möge es doch sein Wille seyn, Dich noch lange zu erhalten, um Dich einst wieder in meine Arme zu führen, und die schönen Tage unsrer beginnenden Freundschaft von neuem zu feyern. Lebe wohl und liebe

Deine

Antonie.

Aus Rosaliens Tagebuch.

den 12. December.

Es wäre thöricht, wenn ich mir die Gefahr verbergen wollte, in der ich schwebe. Mein Bluthusten ist seit einigen Tagen so heftig; meine Brust so schmerzhaft angegriffen. Meine Laufbahn geht schnell zu Ende. Lang hatt' ich sie mir nie gedacht. Schon in meiner Kindheit stand mir das Ziel nah vor Augen; und öfters schon an den Rand des Grabes gestellt, hab' ich mich früh gewöhnt, ohne Schauder und Schwindel hinab zu sehn. Sollt' ich jetzt mehr zagen, als damals? oder wollt' ich jetzt, bey mehrerer Erfahrung, lieber durch die Dornen des Lebens irren, als da ich kindisch die ganze Erde noch für einen Rosengarten hielt?

Alle Zeichen verkünden ein unheibares Uebel; auch andern, dünkt mich, scheint es

so. Meine gute Nanny weinte heute so bitterlich, daß sie mich ganz weich gemacht hat. — So hab' ich doch immer wahr geahndet, daß ich mein siebzehntes Jahr nicht überschreiten würde! Immer glaubt' ich so, und habe es früher mehreren gesagt; aber da sie mich verlachten, hab' ich geschwiegen und meinen Glauben in mich verschlossen.

Man kann ja wohl das Leben genießen und lieben, und doch sich nach dem Tode sehnen. Ist nicht dieses Leben die Vorhalle des Tempels, in den wir einst treten sollen? Auch diese Vorhalle ist schön und heilig, und wir wandeln darin mit unsern Freunden auf und ab in heitern Gesprächen und unter frommen Gefühlen. Wenn aber aus dem innern Heiligthum die Jubel der Musik ertönen, und die Wölbung des hohen Doms den Wiederhall zurücksendet, und das Flüstern frommer Gebete zu unsern Ohren dringt, und der Glanz der flammenden Altäre durch

die geöffneten Pforten scheint — wen wandelt da nicht eine Sehnsucht an, sich in die Gemeinde der Gläubigen zu mischen, und in die dunkle Pforte einzutreten, um die innere Herrlichkeit zu schauen, und niederzufallen vor Gott, und ihn mit seinen Heiligen zu loben?

Ein Wesen, das den Tod nicht vermeiden kann, sollte sich immer fürchten, das Leben zu lieb zu gewinnen. Dazu räth schon menschliche Klugheit. Das Christenthum aber gibt noch weit höhere Gründe an, uns nicht zu fest von den Netzen des Lebens umstricken zu lassen.

---

den 13. December.

Die Nacht ist stürmisch und ohne Sterne; der Regen schlägt an mein Fenster, und ich sehe in die endlose Finsterniß, wie in ein Grab. Vergebens streng' ich mich an, um ein heiteres Bild der Natur hervorzu-

rufen. Nur trübe Gestalten ziehen an meiner Seele vorüber; kein mildes, wohlthuendes Gefühl legt sich weich an meine kranke zerrissene Brust. Auf der ganzen Erde dämmern mir nur drey Punkte in milderem Rosenlichte — die Gestalt meiner Mutter, meines Bruders und Antoniens. Ach diese fernen und zerstreuten Lichter treten in meinem Herzen zusammen, und entlocken ihm heiße Thränen einer unnenbaren Sehnsucht.

den 14. December.

Während des Schreibens fielen gestern meine Blicke auf Malchens Bild. Das liebliche Gesicht schien mich anzulächeln, und stand so verklärt und lebendig vor mir, daß ich glaubte, es werde seine Stelle verlassen, und ich könnte ihm liebend in die Arme fallen. Da schauderte mir mit einemmal, und ich mußte das Bild verhängen; und als jetzt der Schleyer vor und zurückwehte, als ob eine lebendige Brust darunter athme, ward

mir in der Nähe der Geister so bang, daß ich nicht fortschreiben konnte. Ich rettete mich an den Flügel, und die Musik versagte mir auch diesesmal ihre wohlthätige Wirkung. /nicht

---

Meine Träume waren wüst und verworren. Todte standen auf in ihren Leichentüchern, mit halbverhüllten, blassen Gesichtern und hohlen Augen, und drängten gegen mich an, bis ich mit einem Schrey des Entsetzens erwachte. Als ich wieder eingeschlafen war, träumt' ich mich allein auf einem schmalen Nachen, mitten auf dem See, und hohe Wellen brausten um mich her, und schroffe Klippen starrten aus der Tiefe herauf, und wunderbare, entsetzliche Gestalten gähnten mich aus dem geöffneten Wasserschlund an. Ich fühlte mich beym Erwachen sehr krank.

Warum nur so viele und so harte Prüfungen bey den letzten Schritten meines Erdenwallens? Die bittre Laune der Tante

und ihrer grausamen Tochter vermehrt sich täglich, so wie ihre Hoffnungen sich schwächen, und ich muß büßen was ich nicht verschuldet habe. Wie oft schon sind meine Thränen geflossen, und wie oft hab' ich Gott gebeten, ihnen den Irrthum zu nehmen, in dem sie gegen mich stehen. Er, der das Innere meines Herzens durchschaut, er weiß, daß kein feindlicher Gedanke darin wohnt. Ich möchte ihnen ja gern recht viele Liebe erweisen — ich möchte ja gern froh werden durch ihr Frohseyn — aber was ich in dieser Absicht thue, deuten sie falsch. Recht herbe ist es für mich, daß während sie selbst — auf eine recht peinliche Weise, immer uneinig sind, sie doch immer gegen mich nur Einen Sinn zeigen, und nicht müde werden mich zu demüthigen. Ich will gern demüthig seyn — ich will gern Verzicht thun auf jeden Anspruch — wenn mir nur Ruhe wird. Aber es ist sehr hart, jede gleichgültige Handlung gemißdeutet, den guten Wil-

len verschmäht und verhöhnt, und alles, was in freundlicher Absicht geschieht, als Heucheley und Tücke gebrandmarkt zu sehn. Ach oft wird es mir schwer den Unmuth niederzukämpfen, der wie ein dickes, giftiges Gewölk meine Brust erfüllt, und mich mit den Menschen zu entzweyen droht. Aber ich will ringen nach Geduld, und Gott wird mir Kraft geben, auch über diese Dornen hinwegzuschreiten.

Auch das vermehrt meine Bekümmernisse, daß ich weder von der Mutter, noch dem Bruder Nachricht habe. Eduard's Schicksal steht auf dem Spiel; er hatte versprochen, die Entscheidung unverzüglich zu melden. Hat er mich im Glück vergessen — oder was ist geschehen, daß er so lange schweigt?

Ich habe mir fest vorgenommen und von neuem gelobt, meine Mutter mit keinen Klagen zu ängstigen. Ist sie nicht schon traurig genug über die lange Trennung,

und würde nicht jede Klage über mein häusliches Verhältniß wie ein Tadel ihrer Maasregeln lauten? Nein, nein, ich will lieber Alles dulden, eh' ich das Herz der guten Mutter mit einem solchen Kummer belastete.

Auch von meiner Krankheit will ich ihr nichts schreiben. Ach es ist ja schon bitter genug, ihren Schmerz zu denken, wenn sie von der Reise zurückkehrt, und den Verfall meiner Gesundheit sieht. Und wie — denn auch das wäre ja möglich — wie, wenn sie statt meiner nur ein Grab fände, und die Arme, die sich so lange umsonst nach ihr geöffnet haben, von der Bürde des langen Schlafes niedergedrückt sich nicht mehr erheben könnten? Es wäre zu hart. Ach wenn ich daran denke, so wird mir das Leben wieder lieb, und ich bitte Gott, wenn es seyn könne, meine Tage zu fristen, und dem Herzen meiner armen, verwittbeten Mutter, nicht auch durch den allzufrühen

Tod ihrer Tochter eine neue Wunde zu schlagen.

---

den 15. December.

Gestern wäre mir mein Geheimniß bald entschlüpft. Die Theilnahme der Fürstin rührte mich so! Sie hatte viel von ihren Kinderjahren gesprochen, und durch so viele herzliche Erinnerungen an meine gute Mutter alle Saiten meines Herzens getroffen. Da deutete sie leise auf meine häusliche Lage hin, und forderte mich endlich so liebend auf, ihr vertrauensvoll jeden Kummer mitzutheilen, der auf meinem Herzen laste, daß ich Mühe hatte zu sagen „ich sey zufrieden." — Die Fürstin schwieg einige Augenblicke mit einer Empfindlichkeit, die mir weh that — und sagte dann, mit größerer Heftigkeit, als ich je an ihr gesehn, manches Harte über die Tante Wallburg, noch mehr über Kunigunden, die man ihr zur Hofdame aufdringen wolle. Meine Verle-

genheit war unbeschreiblich. Kaum hatte ich den Muth, die Fürstin zu bitten, ihr strenges Urtheil zu mildern und einiges Gute anzuführen, was Kunigunde wirklich hat.

Da war es mir denn heute früh recht bitter, die gewöhnlichen schneidenden Bemerkungen über die Gnade der Fürstin gegen mich — Bemerkungen, die mir zum Theil ein vollkommenes Räthsel sind — und endlich gar die Beschuldigung zu hören, ich habe ihr eine nachtheilige Meinung über Kunigunden eingeflößt; ich sey die Ursache, warum troß aller Verwendung so vieler Personen von Einflusse, ja des Fürsten selbst, ihre Ernennung nicht erfolgen wolle.

Ich bin tief gekränkt; aber was schlimmer ist, ich weiß mir nicht zu rathen. Soll ich etwas von den Aeußerungen der Fürstin erwähnen? Es könnte nützlich seyn — aber wird man mir glauben, daß ich keinen Einfluß auf jene Aeußerungen gehabt habe? — Und doch scheint es mir gar zu nothwendig,

Kunigunden im Stillen wegen der Unvorsichtigkeiten zu warnen, welche die Fürstin ihr zur Last legt. — Ich will noch mit mir selbst zu Rathe gehn, wie sich das am besten ausführen läßt. Aber geschehen muß es; und vielleicht, daß dieses Zeichen des Vertrauens sie zur Einsicht in ihren Irrthum führt, und unser Verhältniß dadurch verbessert wird.

Was ist das? Kunigunde ist ganz verstört vom Hofe zurückgekommen, hat sich sogleich in ihr Zimmer eingeschlossen und das Abendessen verbitten lassen. Die Tante glaubt, daß sie schmolle, weil sie vor dem Ausgehn einen Zwist mit ihr gehabt. — Nun muß ich mein Vorhaben schon bis morgen aufschieben.

---

den 16. December.

Mein Gott, was muß es gegeben haben? Kunigunde war beym Frühstück still und

verstört. Dann ist jemand vom Hofe gekommen, und seitdem sind beyde außer sich. Ich höre die Stimme der Tante bis hierher, und zittre an allen Gliedern, und weiß nicht, was ich thun soll.

So eben ist Lindau bey mir gewesen und hat mir das Räthsel gelöst. Mein Gott, welch' eine widrige Geschichte!

Kunigunde, so sagt er, hatte hier die Bekanntschaft eines jungen Irländers gemacht, eines Menschen von sehr übelm Ruf, und ihr Verhältniß war in kurzem so vertraut geworden, daß es jedermann Anstoß gab. Auch gegen mich berührte die Fürstin „dieses unanständige Verhältniß" als einen Hauptgrund ihrer Abneigung gegen Kunigunden, und beklagte „die blinde Leidenschaft," die sie in die Netze dieses Elenden geworfen habe. Während sich gestern beyde am Hof auf die gewöhnliche Weise unterhielten, erschien ein preußischer Officier, welcher Ku-

nigunden als eine Bekannte grüßte, aber wenig mit ihr sprach, dann den Irländer bey Seite zog, und mit ihm verschwand. Nach einer halben Stunde kamen sie zurück, und man hat seitdem erfahren, daß der Angekommene, ein früherer Liebhaber Kunigundens, durch den Verrath einer ihrer Berliner Freundinnen von ihrer Untreue unterrichtet, seinen Nebenbuhler zum Zweykampf herausgefordert, daß beyde sich gegenseitig erklärt, und Briefe ausgewechselt haben, die Kunigunde an beyde zu gleicher Zeit, mit den heißesten Schwüren der Liebe und einer unverbrüchlichen Treue angefüllt, geschrieben hatte. — Jetzt kamen sie beyde Arm in Arm zurück, und gaben der Unglücklichen jedes Zeichen der Verachtung, das der Ort vertrug. Man sah Kunigunden die Farben wechseln, und vergebens bemüht, eine Haltung zu zeigen, die ihrem Zustande widersprach. Endlich verschwand sie in einem günstigen Moment, und, wie es schien, nicht

ohne Furcht vor Verfolgung. Diesen Morgen ist ihr der Hof bis auf weiteres verboten worden.

So kommen also meine Warnungen zu spät und das Unglück ist ausgebrochen, eh' ihm konnte vorgebeugt werden. Was wird die Folge von dem allen seyn! Mir ist bange, der unglücklichen Mutter und ihrer Tochter zu begegnen, die so mit einemmale von der Höhe ihrer Hoffnungen herabgestürzt sind. — Unser hiesiger Aufenthalt wird nun zu Ende seyn, und ach welchem Leben muß ich entgegen sehn! — Ach Mutter, Mutter, kehrst du denn nie zurück!

Was für ein fürchterlicher Tag! Dieses Haus ist eine Hölle geworden.

Ich war auf meinem Zimmer geblieben, immer ungewiß, was ich thun sollte. Ungerufen zu erscheinen wagt' ich nicht, um nicht einer insultirenden Neugierde beschuldigt zu werden. Es schien mir das Rath-

samste, zu warten, bis zu Tische gerufen würde. Die gewöhnliche Zeit ging vorüber, niemand kam; endlich hört' ich, die Tante sey sehr krank. Nun eilte ich zu ihr. Welch ein Anblick! Sie lag in den heftigsten Krämpfen, von zweyen ihrer Mädchen gehalten. Kunigunde ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Als sie mich in das Zimmer treten sah, blickte sie mich zornig an und sagte: Du fehltest noch hier! — Ich hielt mich nicht bey ihr auf, sondern eilte zu dem Lager der Tante, und holte eines der Mittel herbey, das in ähnlichen Fällen immer am schleunigsten geholfen hatte. Auch diesesmal blieb die Wirkung nicht aus. Aber kaum hatte sie die Augen aufgeschlagen, als sie in eine Fluth von Schmähungen gegen Kunigunden ausbrach, sie mit Namen belegte, und als den Schimpf ihrer Familie verwünschte. Kunigunde gerieth hierüber in den allerheftigsten Zorn. Sie drohte zu wiederholten Malen sich das Le-

ben zu nehmen, wenn ihre Mutter in diesem Tone fortführe. Dann wendete sie ihren Zorn gegen mich, überhäufte mich mit Vorwürfen, und behauptete, niemand als ich sey an diesem Schimpfe schuld, ich hätte die Fürstin gegen sie aufgebracht; darum nur sey eine Kleinigkeit, bey der sie selbst gar nichts verschuldet habe, so hoch aufgenommen worden. Was sie denn dazu könne, wenn sich zwey schlechte Menschen gegen ihren Ruf verschworen hätten? — Ich hatte noch nicht Zeit gehabt, etwas auf diese Vorwürfe zu erwiedern, als sich die Tante mit ihrer Tochter vereinigte, und mich fast noch schimpflicher behandelte, als Kunigunden vorher. Ich war mehr todt als lebendig. Alles, was ich sagen, was ich bitten mochte, vermehrte ihren Zorn. Zuletzt erklärte die Tante, daß sie keine vier und zwanzig Stunden länger in dieser Stadt bleiben wolle, und verwünschte den Augenblick, wo sie dieselbe zuerst betreten hätte. Ich erhielt Be-

fehl, mich zur Abreise anzuschicken. Eine Einrede fand jetzt nicht statt. Aber wie die Tante in diesem Zustande reisen will, seh' ich nicht. — Ach welche Reise wird das werden! Bey dieser Stimmung, in dieser Jahreszeit! Ich kann nicht daran denken, ohne zu zittern.

Gottlob, der Arzt hat die Abreise für die nächsten Tage durchaus verboten. Meine Brust athmet etwas freyer nach dieser Nachricht, und — nach dem Blute, das ich ausgeworfen habe. Nun kann ich doch mit größerer Muße packen, und von denen Abschied nehmen, die mich hier so gütig und liebreich aufgenommen haben. Ich werde sie nie wiedersehn!

Rosalie an ihre Mutter.

den 17. December.

Dieses ist der letzte Brief, geliebte Mutter, den Du von mir aus der Residenz empfängst. In wenigen Tagen reisen wir zurück. Die Tante hat ihre vorigen Plane aufgegeben, und wäre wahrscheinlich jetzt schon abgereist, wenn eine Unpäßlichkeit, die sie befallen hat, und die heftige Kälte, welche seit einigen Tagen eingetreten ist, sie nicht daran gehindert hätte.

Dieser schnelle Abschied fällt mir schwer, ich läugne es nicht. Sehr gern hätte ich die Blüthenzeit hier erwartet, um mich der Aussicht zu erfreuen, welche dieses weite Gefild im Frühling gewähren muß, da schon jetzt an schönen Wintertagen das Auge mit Freuden darauf ruht. Aber weher noch als von diesen Umgebungen, wohin ich auch

mein freundliches Zimmer rechne, thut mir der Abschied von der liebenswürdigen Gesandtin, die mich auf dem Fuße einer Freundin behandelt; von der trefflichen Fürstin, die mir wie eine zweyte Mutter war; und von Antoniens Bruder, welcher mir ein angenehmer und lieber Gesellschafter geworden ist. Diese drey Personen haben meinen hiesigen Aufenthalt überaus angenehm gemacht, und ich habe andre Zerstreuungen, an denen ich, um meine Gesundheit zu schonen, nur selten Antheil genommen habe, nicht vermißt. Durch die Gefälligkeit meiner zuvorkommenden Wirthin mit allem versehn, was ich zu meiner Unterhaltung brauchte, widmete ich den Morgen und den größten Theil des Nachmittages der Arbeit; die Abende brachte ich meist bey der Botschafterin — die an dem Geräusche der großen Welt selten Antheil nimmt — oder mit ihr bey der Fürstin zu. Die Güte dieser beyden Damen gegen mich ist so groß, daß ich fast fürchten

muß, als ein verzogenes Kind in Deine Arme zurückzukehren. Jene Abende sind mir eben so belehrend als erheiternd gewesen. Ich entsage ihnen nicht ohne Schmerz; aber auch in der Ferne wird mir die Erinnerung daran erfreulich und wohlthätig seyn.

Von Eduard sind seit mehreren Wochen keine Nachrichten eingegangen; auch von Dir, liebste Mutter, fehlen sie mir seit eben so langer Zeit. Dieses doppelte Schweigen beunruhigt mich sehr, und ich weiß oft nicht, wie ich meinen Muth aufrecht halten soll. Bisweilen überrede ich mich — und möchte mich doch diese Hoffnung nicht täuschen! — daß dieses Stillschweigen auf eine nahe Vereinigung deute, und daß Du vielleicht, eben wegen der bevorstehenden Abreise, mit Geschäften aller Art überhäuft keine Zeit zum Schreiben finden könnest. Vielleicht geht dieser Wunsch bald in Erfüllung. Vielleicht werde ich bald die beste der Mütter in meine Arme schließen, und mit ihr einen

neuen Lauf glücklicher Tage beginnen — ungetrennet künftig und ungestört. Ach diese Hoffnung macht mich so glücklich, daß ich ihr schon darum mistrauen möchte. Aber nein, ich will ihr vertrauen, und ihre frohe Erfüllung von dem erwarten, der mir die beste der Mütter, und mit ihr das schönste Gut des Lebens gegeben hat. Ach bist Du nur wieder mit mir vereint, so hören alle meine Bekümmernisse auf, und ich richte mich froh empor an der mütterlichen Brust. Ach dann sollen alle Augenblicke meines Lebens Dir gewidmet seyn, und ich will schwelgen in Deinem Besitz, und....

O mein Gott! so ist auch diese Stütze gebrochen, und ich bin allein auf der Welt! O meine Mutter, warum hast Du Deine Tochter verlassen. — — O meine Hoffnungen — meine frohen Erwartungen! Ist denn die ganze Erde nur Ein gähnendes Grab — und warum verschlingt dieser Ab-

grund Alles was ich liebe, und schont doch meiner? — Ich kann nicht schreiben — ich kann nicht weinen — Ach wo soll ich Thränen, wo soll ich Trost suchen?

Der Advocat Spilker an Rosalien.

Danzig, den 10. December.

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein.

Durch diese Zeilen entledige ich mich der traurigen Pflicht, Ew. Hochwohlgeb. Gnaden eine Nachricht mitzutheilen, die Ihnen eben so unerwartet als schmerzlich seyn wird. Ihre Frau Mutter ist nicht mehr. Nach einem eilftägigen Krankenlager ist sie gestern Abend von dieser Welt geschieden.

Dieses Ereigniß ist um so trauriger, da die Selige eben im Begriff war, ihre Rückreise anzuordnen. Die verwickelten Geschäfte der Erbschaft waren durch ihre unermüdliche Arbeitsamkeit, mit der sie die seltensten Ein-

sichten verband, glücklich geendigt; ein großes Vermögen war nach Abzug aller Passiven, gegen Erwarten gerettet, und die Selige eilte mit mehr als gewöhnlicher Ungeduld die letzte Hand an ihr Werk zu legen, um sich, wie sie oft wiederholte, mit einer geliebten Tochter zu vereinigen, die sie schon allzu lange in fremden Händen gelassen habe. Ich weiß nicht, ob die Ungeduld und Unruhe, die sie hierbey zeigte, ein Vorbote oder eine Veranlassung ihrer Krankheit war; aber mitten unter ihren Vorbereitungen ward sie von einem Fieber überfallen, das dem Arzte schon bey den ersten Symptomen gefährlich schien. Sie ließ mich zu sich kommen, gab mir einige Aufträge, und bat mich, wenn es, wie sie doch nicht glaube, Gott anders mit ihr schicken solle, vermittelst der in Händen habenden Vollmachten das Erforderliche zu thun und das Beste ihrer Kinder zu bewahren. Sie sprach dann noch lange mit mir über verschiedene Gegen-

stände bey heftigem Fieber, aber mit klarem Bewußtseyn. Die Freude, die sie an ihren Kindern habe, und die Zufriedenheit, die sie fühle, das Loos dieser geliebten Kinder gesichert zu sehn, war der vornehmste Gegenstand ihres Gesprächs. Sie sagte mir, es sey ihre Absicht, wenn sie genese, nach München zurückzukehren, theils, um ihre Tage an einem Orte zu beschließen, welcher die Ueberbleibsel eines geliebten Gemahls besäße, theils, um Sie, gnädiges Fräulein, durch diesen Entschluß auf eine angenehme Weise zu überraschen. Dieser Gedanke schien sie sehr zu beschäftigen. Sie kam oft darauf zurück, und in den folgenden Tagen, wo sie bey immer steigendem Fieber selten mehr zum vollen Bewußtseyn kam, war sie in ihren Phantasien unaufhörlich mit ihren Kindern beschäftigt, die sie bis zu dem letzten Augenblicke ihres Lebens immer mit Ausdrücken der größten und rührendsten Zärtlichkeit nannte. Ihr Tod war ruhig

und

und schmerzlos. Ich darf übrigens Ew. Hochwohlgeb. versichern, daß sowohl von Seiten des Arztes, als der Personen, die die Selige umgaben, nichts unterlassen worden ist, was zu ihrer Rettung, oder zu ihrer Erleichterung dienen konnte. Vorzüglich kann das Betragen ihrer Jungfer und die Sorgfalt, mit der sie die Kranke wartete, nicht genug gerühmt werden. Jetzt betrauert sie weniger den Tod einer gütigen und verehrten Gebieterin, die ihren Leiden entnommen und bey Gott sey, als den Schmerz, der Sie, gnädiges Fräulein, durch diesen Todesfall betroffen habe. Sie ist durch dieses unglückliche Ereigniß so darnieder geworfen, daß sie in diesem Augenblicke nicht im Stande ist zu schreiben; aber sobald es ihre Kräfte erlauben, wird sie unverzüglich zu Ihnen zurückkehren, und Sie dann von allem, was dieser Brief nur andeuten kann, ausführlicher benachrichtigen. Ueber den zeitlichen Nachlaß Ihrer seligen

Frau Mutter, welcher sich in der vollkommensten Ordnung befindet, können Ew. Hochwohlgeb. und Ihr Herr Bruder jeden Tag verfügen, und ich bitte, mich bald mit den nöthigen Instructionen über alles zu versehen, was das Vertrauen der Seligen in meine Hände gelegt hat. So glücklich ich mich schätze, das Vertrauen einer so würdigen Frau genossen zu haben, welcher die Achtung aller, die sie zu kennen das Glück hatten, nachfolgt, so schmerzhaft ist es mir, ihren allzufrühen Tod gesehen zu haben, und Ihnen, gnädiges Fräulein, die traurige Nachricht davon ertheilen zu müssen. Möge Gott Ihnen Stärke senden, dieses harte Geschick zu ertragen, und Ihnen vieles, vieles Gute schenken zum Trost für so großen Verlust. Ich bin mit ausgezeichneter Hochachtung

gnädiges Fräulein

Ihr

gehorsamster S.

Rosalie an ihren Bruder Eduard.

den 18. December.

Während ich ängstlich auf Nachrichten von Dir harre, und Dich, mein geliebter Bruder, voll banger Sorgen mit meinen Gedanken aufsuche, hat uns Gott in einer andern Gegend ein herbes Leiden zubereitet. Der beykommende Brief, wenn er Dich trifft, wird Dir das Unglück melden, dessen wir uns so wenig versahn. Warum sind doch die Rathschlüsse Gottes so hart? warum löst er so früh die heiligsten Banden auf, und überläßt mich Einsame den wilden Wellen eines hülflosen Lebens?

Ich bin noch zu tief bewegt, um viel schreiben zu können. O daß es doch der Wille des Höchsten wäre, mich bald wieder mit den geliebten Aeltern zu vereinigen, die er mir, als ich ihres Schutzes, ihrer Füh-

rung am meisten bedurfte, entrissen hat! Meine Sehnsucht ist nach dem Grabe, wo die Theuern schlummern.

Schreibe mir bald, theurer Eduard, ich beschwöre Dich, verlängere nicht die tödtliche Angst, die ich auch um Deinetwillen leide. Laß mich Dein Schicksal bald wissen. Möchtest Du doch glücklich seyn! Möchte eine liebende Hand auch Deine Thränen trocknen! Lebe wohl und beklage

Deine
betrübte, trauernde
Rosalie.

Aus Rosaliens Tagebuch.

den 19. December.

So bist Du also vor mir dahingegangen, geliebte Mutter, und zeigst mir den Weg, den ich nun auch bald betreten soll, und der sich mir jetzt wie ein Sonnenstrahl durch

das düstre Gewölk der Erde zum Himmel hinauf schwingt. Mein Tod wäre mir schwerer geworden, hätt' ich Dich in Thränen zurücklassen müssen. So hat die Natur ihr Recht! Nur um Eins darf ich klagen, daß ich nicht Deine letzten Stunden durch meine Pflege erleichtern, daß ich nicht den letzten Hauch Deines verglühenden Lebens von Deinen Lippen haschen, nicht die Augen schließen konnte, die so oft, wenn sie forschend und liebend über Deiner kranken Tochter hingen, sie gestärkt und getröstet haben. Mein Schmerz würde jetzt minder herbe seyn. Aber Dir hätte vielleicht meine Nähe den Abschied erschwert. Deine Gedanken waren ja immer bey Deinen fernen Kindern; Dein mütterliches Herz schlug für sie noch in der letzten Todesnoth. Ach es hätte sich ja noch schwerer losgerissen, hätte Dich meine Hand gehalten, hätten meine Thränen um Dein Leben gebeten. Also hat Gott auch dieses gut gemacht, und ich muß seine

Güte mitten in meinem Jammer und meiner tiefen Trauer preisen.

---

den 20. December.

So ist denn die Furcht des Todes noch nicht überwunden! Sie liegt noch in einem Winkel meines Herzens, und drängt sich in meine Träume hervor. Diese Nacht lastete sie furchtbar auf mir.

Ich sah den Tod. Er stand wie ein ungeheurer Riese auf der beschatteten Erde. Sein Schädel war wie ein Gebirg, die Augen wie finstre Höhlen, sein Mund wie der Abgrund des Meeres. Seine Linke war aufgehoben und beschattete die Sonne, in seiner Rechten schwang er ein schwarzes Panier, das wie eine sternlose Nacht über den Himmel fluthete, und die tiefere Erde in grauenvollen Schatten hüllte. Alles Leben auf ihr war ausgebrannt; sie selbst zitterte in Todeskampf, Da erhob das Ungeheuer seinen Fuß, und stieß die Bebende hinab in

die unermeßliche Tiefe, und sank ihr dann selbst nach, und die Nacht zerfloß, und ein Strom des Lichts, ein Meer ohne Gränzen, breitete seinen unermeßlichen Spiegel aus.

Die bairische Botschafterin an Rosalien.

In diesem Augenblick komme ich von Frankfurt zurück, und höre zu meiner größten Bestürzung, was für ein trauriges Schicksal, liebste Alban, Sie betroffen hat; zugleich auch, was Ihre Leiden vermehren muß, die Verwirrung, die in Ihrem Hause über ein Ereigniß herrscht, das ich nur in Beziehung auf Sie, meine gute, arme Rosalie, beklagen kann. Sie können mit Schicklichkeit keinen Augenblick länger in der Gesellschaft von Menschen bleiben, die Ihrer in jeder Rücksicht so unwürdig sind, und Sie, wie ich nur allzu gut weiß, auf eine nichtswürdige Weise behandeln. Die Rück-

sichten, welche Sie ehedem gehabt haben mögen, diese lieblosen Menschen zu schonen, finden in diesem Augenblicke nicht mehr statt, und ich bitte Sie deshalb, eine Freystatt in meinem Hause anzunehmen. In einer Stunde werde ich bey Ihnen vorfahren, um Sie abzuholen. Wegen Ihrer Trennung von Frau von Wallburg — von der Sie sich am besten schriftlich beurlauben werden — seyn Sie ohne Sorgen. Ich nehme Alles auf mich. Ihre Ehre, Ihre Gesundheit, Alles fordert diese Trennung. Die Freundschaft öffnet Ihnen die Arme. Kommen Sie, gute Rosalie, und weinen Ihren gerechten Schmerz an einem Herzen aus, das Ihre kindlichen Gefühle kennt, sie ehrt und theilt. In der sichern Erwartung, Sie bereit zu finden, um mich nach meinem Hause zu begleiten,

Ihre
aufrichtige, mit Ihnen trauernde Freundin
Francisca von Guthy.

Ich habe Befehl gegeben, das grüne Cabinet für Sie einzurichten, das an mein Schlafzimmer stößt. In einigen Tagen, wo Herr von Lindau abreist, erhalten Sie seine bequemeren Zimmer.

---

den 21. December.

Der gestrige Tag hat gewaltsam an meinem Leben gerissen. Ich bin sehr krank. Meine Kraft richtet sich nicht mehr auf.

Ich hatte mein wundes Herz umhergetragen, ohne Trost, ohne Theilnahme; tief betrübt über mein herbes Geschick; eben so sehr über die furchtbare Kälte, mit der meine nächsten Verwandten es ansahn. Da kam gegen Abend die Einladung der guten Botschafterin. Ich war sehr gerührt. Hier war doch ein Weg der Rettung aus so vielem Jammer; eine stille Freystatt, um ruhig zu sterben. Was ich erduldet, hatte ich um meiner geliebten Mutter willen erduldet; jetzt würde sie mich selbst getadelt haben,

hätte ich das Anerbieten der Rettung ausgeschlagen. Auch konnte ich glauben, daß man dieser Trennung froh war. Aber wie nun Abschied nehmen? Schriftlich, wie die Gesandtin rieth, das widerstrebte meinem Gefühl; und doch hätt' ich besser gethan. Aber meine Absicht war gut; ich wollte in Frieden scheiden; ich wollte nicht durch den Schein des Zürnens, oder durch Erwiederung der Kälte kränken. Nun ist aber doch Alles gegen meine Wünsche gegangen. Der Sturm war heftig. Das Anerbieten der Gesandtin ward als eine absichtliche Beleidigung, mein Zurückbleiben in der Residenz als eine Bestätigung des Argwohns gedeutet, daß ich nach dem Platze trachte, der Kunigunden bestimmt gewesen. Ich konnte nur wenig sagen; Thränen erstickten meine Worte; aber meine Thränen rührten niemanden. Auch mein Dank ward mit Härte abgewiesen. Tief betrübt ging ich von ihnen weg; mein Herz blutete und faßte sich

kaum. Ach, sie werden doch endlich sehn, daß ich nach nichts getrachtet habe, als nach dem letzten Ziele, und daß mein Weg dahin ging, wo jeder Ehrgeiz und alles Mistrauen schläft.

Mit welcher rührenden Aufmerksamkeit ist hier für mich gesorgt! Alles ist wieder so, wie ich es verlassen habe. Auch Malchens Bild hängt wieder über meinem Schreibtische, wie dort. Als ich die arme Mutter bat, es mir noch einige Wochen zu leihen, weil es mir gar zu lieb geworden war, rollten ihr heiße Thränen über die Wangen, und sie sagte mit gerührter Stimme: So lange Sie wollen. Möchten Sie sich noch lange daran freuen. Mir steht es im Herzen."

den 22. December.

Lindau ist heute abgereist. So geht denn ein Freund nach dem andern und alle Banden lösen sich, ehe die letzte reißt. Auch so

ist es gut. Wenn Alles hinweg genommen ist, woran ich mich aufrankte, wenn mich nichts mehr auf der Erde hält, so werd' ich mich inniger zu Gott wenden, und ihm mein ganzes Herz ungetheilt darbringen.

Schmerzlich aber war der Abschied doch. Der Gedanke der letzten Trennung zog düster durch meine Seele; auch in Lindaus Herzen schien eine Ahndung meines nahen Todes aufzugehn. Seine Augen waren trübe, und er sagte mir viele freundliche Worte von Genesung und Wiedersehn, als ob er sich und mich in den Irrthum reden wollte. Ich schien standhafter als ich war. Ach er hat mich immer so redlich geliebt, und es mir nie gesagt; und auch jetzt kämpfte er sichtbar sein Herz nieder, und nur seine Thränen fielen auf meine Hand. Auch diesen Kampf dank' ich ihm. Ach ich hätte ihn auch lieben können — aber ich durfte ja nicht — und hätte ihm Liebe versagen müssen mit blutendem Herzen.

Gott sey Dank! Mein Weg wird immer leichter und ebner.

Mariannens Rückkehr von Danzig hat mir eine schmerzliche Freude gemacht. Sie war betroffen, mich so krank zu sehn, und glaubte mich zu schonen, wenn sie nicht von meiner seligen Mutter spräche. Ach wenn die Schmerzen nur an Worten hingen! oder als ob Wunden heilten, wenn man nicht davon spricht! Ein großer Schmerz wird ja eben dadurch leichter, daß er sich zeigen und mittheilen darf; gehemmet und versteckt zehrt er am innersten Leben, wie ein fressendes Geschwür. Die gute Marianne dankte es mir selbst, als ich sie von dem Zwange befreyte, den sie sich auflegen wollte; und da sie mir Alles erzählte vom Anfang an, und jedes Wort der geliebten Mutter wiederholte, ihr Sehnen nach ihren Kindern, ihre liebenden Phantasien in den letzten Tagen, die schönen Züge ihrer Wohlthätigkeit und

Großmuth, die Verehrung, die man ihr gezollt, die Thränen, die an ihrem Grabe geflossen — da strömten auch die meinigen reichlicher, und mein Herz ward sehr erleichtert, durch die Freude an allem dem Schönen und Guten.

Endlich Briefe von Eduard. So wäre mir auch dieser bald auf eine schreckliche Weise entrissen worden! Aber Gott sey gelobt; er ist dem frohen Ziele nah. Wohlan, so kann ich auch dem Meinen froher entgegen gehn.

Eduard von Alban an seine Schwester Rosalie.

Lausanne, den 12. December.

Mein letzter Brief, geliebte Schwester, ließ Dich eine baldige Fortsetzung meiner Geschichte erwarten. Mit banger Besorgniß wirst Du der Entscheidung meines Schick-

fals entgegen gesehen haben, und ich habe Dein theilnehmendes Herz so lange harren lassen! Der Inhalt dieses Briefes wird meine Entschuldigung seyn. Mein Loos ist entschieden, der Knoten gelöst. Ich kann freyer athmen, und mein erstes Geschäft ist, die unverschuldete Ursache meines Schweigens und die Ereignisse zu melden, die auf eine unerwartete Weise die Erfüllung meiner heißesten Wünsche herbeygeführt, und mich zu dem glücklichsten unter allen Menschen gemacht haben.

Du weißt, daß ich im Begriff war, nach Freyburg abzureisen, um mich Nataliens Vater in die Arme zu werfen. Dieser Vorsatz wurde unverzüglich ausgeführt. Von einer heftigen Unruhe gespornt, nahm ich, um keinen Augenblick zu versäumen, auch die Nächte zu Hülfe. Da geschah es, daß ich in der Nähe von Moudon umgeworfen ward. Ich war gegen Steine gefallen, und wurde ohne Bewußtseyn aufgehoben. Mein

rechter Arm war entzwey; ich hatte eine Wunde im Hinterkopfe, und war auch sonst beschädigt. Wie ich nach Moudon gebracht worden, weiß ich nicht. Ein heftiges Fieber, die Folge meiner Wunden und der peinlichen Unruhe, in der ich mich wegen Nataliens befand, führte mich an den Rand des Grabes. Ich wollte immer fort, und die Wächter, die mich aufhielten, schienen mir Geister der Hölle, die mich in einem finstern Pfuhl anketten, und von dem Paradiese, das ich in der Ferne leuchten sah, abhalten wollten.

Endlich siegte die Natur. Mit dem sinkenden Fieber kehrte das volle Bewußtseyn zurück. Die Gefahr des Todes war vorüber, aber meine Unruhe war größer als je. Ich ließ daher einige Zeilen an Rutland schreiben, um ihm zu melden, wo ich sey, und wie sehr ich seiner Hülfe bedürfe. Dieser bewährte Freund zögerte nicht. Seine Ankunft goß Balsam in meine Wunden,

und

und mein Herz wurde erleichtert, da es seinen Kummer ausschütten konnte. Als er meine Unruhe sah, und wie sehr sie meine Herstellung erschwere, verließ er mich den nächsten Tag unter einem wahrscheinlichen Vorwande, eilte nach Bern, benachrichtigte Miß Beresford, und durch diese Natalien von dem unglücklichen Ereignisse, und beschwor sie, unverzüglich das Mögliche zu thun. Während sie sich berathschlagen, kömmt der Baron von Freyburg zurück. Die Traurigkeit auf dem Gesichte seiner Tochter, und die Spuren der Thränen, welche die Freude über sein Wiedersehn nicht hatte austilgen können, blieben ihm nicht verborgen. Betroffen fragt er nach der Veranlassung, und Natalie mit Strömen von Thränen wirft sich ihrem Vater zu Füßen, beschwört ihn bey seiner Zärtlichkeit, und bey dem Andenken an ihre verewigte Mutter ihr zu verzeihen, wenn sie ihm ein Gefühl ihres Herzens verborgen

hätte, das ihr selbst erst in dem Augenblicke recht kund geworden, wo er ihr die Hand seines Freundes angetragen. Dann sagte sie ihm alles, was in Vevay vorgefallen sey, und zuletzt, was sie eben von meinem Freunde erfahren, die Absicht meiner Reise, meinen Unfall und meinen jetzigen Zustand. Der Baron hörte ihre Erzählung stillschweigend an, indem er ernst vor sich hin sah, entfernte sich dann, und schloß sich, wie er im Unmuthe zu thun pflegte, in sein Zimmer ein. Während dieser Zeit lag Natalie in den Armen ihrer Freundin, weinend über ihres Vaters Unwillen, sich selbst anklagend, jammernd um sich und mich. Ihr schönes Herz fluthete zwischen Hoffnung und Furcht; die Liebe zu dem Vater und dem Freunde kämpften; bald wollte sie sich ganz in des Vaters Arme werfen, ihre Liebe ihm opfern, und nur seine Wünsche hören; dann aber, wenn sie an meinen Zustand dachte, ging ihr muthiger Vorsatz in schmerzlicher Liebe

unter. Nach einiger Zeit ward Natalie zu ihrem Vater gerufen. Sie ging, ohne Entschluß, ohne Willen, zitternd und blaß, mit rollenden Thränen. Der Baron öffnete ihr die Thür. Seine Miene war ernst, aber nicht streng, noch zornig. Nach kurzer Frist kam sie zurück, noch blaß zwar und weinend, aber durch ihre Thränen leuchtete die Freude, und der Ausdruck des bangen Zweifels war von ihrem Gesicht entflohn. Rutland wurde gerufen. Es ist alles vergeben, sagte sie zu ihm; der gütige Vater will nichts als das Glück seiner Tochter. Er verlangt Sie zu sprechen. — Als Rutland zu dem Baron herein trat, sagte dieser zu ihm: „Ihr Freund hat unrecht gehandelt, mir ein Geheimniß aus seiner Liebe zu machen. Bey mehr Vertrauen hätte er uns vielen Kummer, und mir einige Verlegenheiten erspart. Sagen Sie ihm, daß ich seinen Unfall aufrichtig beklage, und daß ich ihn bey mir zu sehn wünsche, sobald es

sein Zustand erlaubt.“ — Jetzt kehrte Rutland unverzüglich zurück, ritt die ganze Nacht hindurch, und stand beym Anbruch des Morgens vor meinem Bette. Mit behutsamer Schonung unterrichtete er mich von seinem Unternehmen; wie er Natalien gefunden, wie sie sich ihrem Vater entdeckt, und von diesem die Genehmigung ihrer Liebe erbeten habe. — Mein Erstaunen, meine Freude war wie Du denken kannst. Ich warf meinen gesunden Arm um seinen Hals, und zog ihn mit Heftigkeit an meine Brust. Ihm zu danken fand ich keine Worte.

Der Taumel der Freude hatte meinen Zustand ein wenig verschlimmert; aber die quälende Unruhe war doch von meiner Brust genommen; mein Blut floß leichter; meine Phantasien waren heiterer. In wenigen Tagen, schien es, würde ich nach Bern gebracht werden können, um aus Nataliens Munde selbst die Bestätigung meines Glücks zu erfahren.

Doch war ich noch nicht am Ziel. Eine neue Prüfung war mir aufgespart. Sie ist vorüber, und dem Himmel sey Dank, sie hat mein Glück auf mehr als eine Weise befestigt.

Ich war in der Nacht aufgewacht und verlangte zu trinken. Der sonst besonnene und kluge Wächter vergreift sich schlaftrunken, und gießt der Limonade eine beträchtliche Menge Laudanum zu. Zu spät ward ich den Irrthum gewahr. Der Arzt wurde gerufen; aber eine geraume Zeit verging, ehe ich Hülfe erhalten konnte. Die Folgen waren gewaltsam. Ich brachte mehrere Tage in einem fieberhaften Wahnsinn zu.

Während ich in diesem Zustande war, von den schrecklichsten Phantasien gefoltert, oft mit Todten kämpfend, oft von Gebeinen bedeckt, die sich von selbst auf meiner Brust aufthürmten, und mich einbauten, blühende Wangen küssend, die sich wendend einen grinzenden Schädel zeigten; von gräßlichen

Gespenstern über Felsen gejagt, und von schroffen Klippen herabgestürzt — in diesem Zustande, wo ich immer nach Natalien rief, oder nach der geliebten Mutter, oder nach Dir, hielt mich Rutland für verloren, und schrieb an meinem Bette, das er weder Tag noch Nacht verließ, einige Zeilen an Miß Beresford, und auch an Nataliens Vater, um sie auf eine traurige Katastrophe vorzubereiten. Der Baron, in dessen edler Seele jeder Rest des Unmuths ausgetilgt war, zumal er immer deutlicher erkannte, wie frey von Schuld Natalie sey, faßte sogleich einen Entschluß, und ohne seiner Tochter das ganze Geheimniß mit einemmal aufzudecken, reiste er unverzüglich mit ihr nach Moudon ab. Es war Abendzeit. Ich hatte den größten Theil des Tages geraset, und lag jetzt in einem Schlummer der Ermattung, mehr einem Todten, als einem Lebenden gleich. So brachte ich mehrere Stunden in einer heftigen und entscheidenden Krisis zu. Die

wilden Phantasien zogen abwärts, und machten heiterern Bildern Raum. Ein lachendes Gefild blühte in neuem Frühling um mich her; Nachtigallen flöteten aus duftenden Schatten; ein flammendes Abendroth brannte durch grüne Zweige; silberne Bäche rauschten über Blumen hin, und an dem klaren Himmel schwamm der Nachen des Mondes. Mir war es, als läg' ich in kühler Grotte vom Schlafe gebunden, und sehnte mich mit unendlicher Wehmuth nach einem geliebten fernen Wesen, das ich nicht zu nennen wußte; und während ich so in die Ferne schaute, und mit dem fesselnden Schlafe rang, trat Natalie zwischen Rosen hervor, und faßte meine Hand und legte sie in die Hand ihres Vaters. Ich hatte träumend Nataliens betende Hände gefaßt; denn sie kniete an meinem Lager, still in sich hinein weinend, und glaubte mich sterbend. Ihr Vater stand neben ihr. Ein Strahl des Abendroths fiel durch die Gardinen der

Fenster, und streifte mein Gesicht und das ihrige, und ich schlug die Augen auf, und sah die Kniende neben mir im Rosenschimmer, und noch in dem Wahne des Todes sagte ich: „Auch Du hier, gute Natalie? Ach der Tod ist ja noch schöner mit Dir als das Leben.“ „Du lebst, Eduard, rief sie aus, ohne aufzustehn, und meine Hand zwischen die ihrige nehmend — Du lebst, und ich sehe Deine Augen wieder. Aber wie bist Du so blaß und verändert!“ — Ihre Stimme rief mich in die Wirklichkeit zurück. Auch der Vater redete mich jetzt an, und fragte theilnehmend nach meinem Zustande. Ich fühlte Genesung. Meine Wunden hatten sich sehr gebessert. Die Freude that das Uebrige, und in wenigen Tagen war ich im Stande, die Geliebte hierher zu begleiten, und bey besserer Bequemlichkeit meine Heilung zu vollenden.

So hat Gott dieses Ereigniß gewendet. Nichts ist meinem Glücke gleich zu schätzen.

Natalie liebt mich mit der ganzen Fülle ihres schönen Herzens, und ihr edler Vater billigt und freut sich ihrer Liebe. Sobald ich hergestellt bin, wird uns ein schöneres Band vereinigen, und um dieselbe Zeit soll auch sein Sohn mit der Hand Deiner Freundin beglückt werden. Das Uebrige ist noch unbestimmt. Der Wunsch des trefflichen Mannes wäre, uns alle um sich zu versammeln, um, wie er sagt, den stillen Festtag des Alters in der Mitte seiner Kinder zu feyern, und von ihnen geleitet den letzten Weg leichter zu vollbringen. Natalie führt diese Plane im Stillen weiter aus, und es gibt nichts, was das Leben des edelsten Mannes und des gütigsten Vaters verschönern könnte, worauf sie nicht sinnt. Du, gute Rosalie, und unsre geliebte Mutter, ihr gehört auch in diesen Plan, ob wir schon noch nicht wissen, auf welche Weise wir euch in unsern Kranz flechten werden. Natalie, die Dich aus den Briefen ihres Bru-

ders kennt, liebt Dich mit schwesterlicher Liebe und legt diesem Briefe einige Zeilen an Dich bey. Daß Du sie lieben wirst, bin ich gewiß. Sie ist Dir gleich, nicht an Gestalt allein, sondern an Sinn und Gemüth.

Noch sind meine Kräfte schwach, und ich gebrauche meinen Arm nicht ohne Schmerzen. Zum Schreiben that er heut' seinen ersten Dienst. Ich sehe hier niemanden, als die, welche mir Alles ist, und ihren Vater. In dieser Einförmigkeit des äußern Lebens genieße ich mein Glück schöner und inniger. Meine Freude ist jetzt ruhiger, da ich des schönsten Besitzes gewiß bin; und die Gefahr der Krankheit, in der ich geschwebt habe, hat die ungestümen Wellen meines Gemüths besänftigt. Wenn man von dem Grabhügel aus in das Leben schaut, da erscheint es ganz anders als zuvor; andere Lüfte wehen von jenseits herüber, und alles wird stiller, heiliger und heimlicher. Die

Heftigkeit, mit welcher ich mich vorher der Leidenschaft oft überließ, erscheint mir jetzt wie ein Rausch, der nicht ohne Genuß, und selbst in der Mitte der Leiden begeisternd, aber seines Gegenstandes nicht würdig war. Diese himmlische Seele ist einer stillern und edlern Liebe werth. Auch ihre Liebe ist still. In ihrem ganzen Wesen ist Gleichmäßigkeit und Harmonie, und ihre Seele spricht weniger von ihren Lippen als aus ihren Augen, die ruhig, wie ein klarer Himmel, in die Tiefe ihrer Seele schauen lassen. Selten werden ihre Empfindungen in Worten laut; von dem Schleyer jugendlicher Schüchternheit, wie ein schönes Geheimniß eingehüllt, thun sie sich durch den Ton ihrer Stimme kund, und sie erfreut und entzückt um desto mehr, je weniger sie selbst das Bewußtseyn ihrer Vortrefflichkeit hat. Täglich, scheint es mir, lieb ich sie mehr und inniger, und ich danke Gott ohn' Unterlaß für dieses herrliche Geschenk, das

mein ganzes Wesen reinigt, und mich fester an seinen Geber knüpft.

Ich lege diesem Briefe noch einige Zeilen an die geliebte Mutter bey, die nun schon so lange schweigt. Wie sehne ich mich, sie wieder zu sehn, sie um ihren Segen zu bitten, und ihr die zuzuführen, die so würdig ist ihre zweyte Tochter zu seyn. Ein Land schöner Zukunft rollt sich vor meinen Blicken auf, wo wir uns in ungetrenntem Verein des schönsten Glückes der Liebe und Freundschaft erfreuen werden. Lebe wohl, gute, theure Schwester. Ich umarme Dich in Gedanken, bald vielleicht in der That.

Dein

Eduard.

Natalie von Saint=Val an Rosalie von Alban.

Bekannt und unbekannt zugleich, geliebte Schwester eines geliebten Bruders, schreibe ich Dir diese Zeilen, um auch durch sichtbare Zeichen ein Band anzuknüpfen, das unsichtbar schon längst sich um meine Seele geschlungen hat. An den Felsen von Meillerie las ich Deinen Namen zuerst mit froher Ahndung, und gesellte ihm, mit dem dunkeln Vorgefühl künftiger Liebe den Meinigen zu. Schon damals warst Du mir aus Deines Bruders Munde theuer geworden; nun bist Du es mir noch mehr durch die Liebe, die er zwischen uns theilt. Dich eint Dein Bruder mit mir; an Dich reiht Antonie sich an; an Deine Freundin mein Adolph. So ist die Kette geschlossen, durch die der Strom der Liebe kreist, ohne daß Du sagen

kannst, wo er beginnt oder endet. Wundere Dich nicht, daß ich so vertrauend schreibe, als hättest Du mich schon schwesterlich an Dein Herz gedrückt. Gibt nicht die Liebe Vertrauen und Hoffnung; und darf ich nicht stolz seyn, da ich die Braut Deines Bruders bin? Begegnen sich unsre Herzen nicht in dem Seinigen? und kehren nicht meine Reden und die Seinigen unaufhörlich auf Dich zurück? Du bist es ja, von der Eduard sagt: „Sie war klein schon weniger ein Mädchen als ein Engel; und wenn sie auf den Dornen des Krankenbettes lag, eine verklärte Heilige." Und dann wieder: „Wenn ich Dein Geschlecht lästern hörte, oder seine Verkehrtheit sah, kehrte ich mich nach Rosalien um, und augenblicklich war Alles vergessen und Allen verziehen, um Einer Gerechten willen." Auch wiederum: „Sie ist so fest und so rein, wie der Diamant; und dennoch zerfließt ihr schönes Herz so leicht, wie eine Perle des Thaues, die an dem

Kelche der Rose zittert." — „Ihr Sprache kennt kein hartes Wort, sagt' er weiter, und wenn das Böse der Welt über ihre Lippen geht, so reinigt es sich wie die Töne verstimmter Instrumente in freyer Luft." — Dieses und vieles andre sagt' er von Dir, und die begeisterte Liebe, mit der er Dich erkennt und mir schildert, knüpft mich immer fester an Dich und ihn. Darum bin ich so voll von Vertrauen, wie ich voll der Liebe bin; und wenn wir uns einst begegnen — ich hoffe, bald — so werden wir uns als alte Freundinnen begrüßen, und uns ohne Worte erkennen und verstehn. Dann wird mein Herz zugleich an dem Deinen und an Eduards Herzen schlagen, und wie unsre Namen dort ein Kranz von Immergrün vereint, so wird sich um unsre Herzen, ich zweifle nicht, ein unvergängliches Band der Liebe schlingen, und wir werden uns so lieben, als ob keine irdische Hülle mehr den innigen Verein der Seele hemmte. Lebe

wohl und sage mir bald, daß mein Glaube kein Wahn ist.

Natalie.

Aus Rosaliens Tagebuch.

den 23. December.

Ja Du sagst wahr, liebes unbekanntes und doch so theures Wesen, „wenn wir uns einst begegnen, so werden wir uns ohne Worte erkennen und verstehn.“ Wir werden uns einst begegnen, aber nicht hienieden mehr. Die Hand, die Du mir reichst, wird mich nicht fassen, und das Herz, an das Du fallen willst, wird bald stille stehn und Asche seyn. Ehe die Blüthen Deiner Freude alle ihre Blätter aufschlagen, sind die Meinigen für immer abgefallen, und ich werde Dich nicht sehn und an meine Brust drücken. Aber der Geist, der aus dem Grabe sich erhebt und den Staub überwindet, der soll

sich

sich an Deinen Busen legen, und, wenn Du um mich weinst, Dich trösten, und Dir alle die Liebe in das Herz thauen, die meine Lippen Dir nicht sagen können. — —

So wie meine Schwäche zunimmt, so werden meine Zufälle heftiger. Diese öftern Wiederholungen, die zweifelnde Miene des Arztes, die ängstlichen Fragen meiner Freunde, die versteckten Thränen der guten Nanny — Alles das spricht deutlich genug. Wollt' ich meine Ohren verschließen vor so vielen Boten, die Gott mir sendet? Wollt' ich jetzt die Sehnsucht nach dem Himmel vergessen, mit der ich geboren bin, und mich mit thörigter Begierde an das Vergängliche halten, das ich nicht mehr besitzen kann?

Als ich das erste Abendmahl genoß, da gelobt' ich Gott, ihm mein ganzes Leben zu weihen, und durch Heiligung meines Herzens nach seiner Liebe zu streben. Ach ich

habe dieses Gelübde nicht so treu erfüllt, als ich jetzt wohl wünschte; aber die unendliche Güte wird ersetzen, was meine Schwachheit mangelhaft ließ. Nun sendet Gott den Engel seines Todes und ruft mich von dannen. Das Opfer ist vollbracht; die Zeit der Prüfung endet; er würdigt mich seines Anschauns schon jetzt. Warum sollt' ich denn trauern? Freuen will ich mich vielmehr des frühern Lohnes, und daß ich der Erde und so vielen Versuchungen entnommen werde.

---

den 24. December.

Ich bin heiterer erwacht als ich seit vielen Tagen war. Gottlob, auch die Nacht steht mir tröstend bey, und erquickende Träume thauen lindernden Balsam in meine brennenden Wunden.

Ich träumte, es sey Nacht um mich her. Von dumpfen Schmerzen gedrückt, lag ich in einem tiefen Thal an dem feuchten Bo-

den gefesselt, und kein Stern zog freundlich über meinem Haupte hin. Meine Augen brannten, von einem schmerzhaften Krampfe zusammen gezogen. Ich wollte reden; aber ich konnte nicht. Da betet' ich still um Linderung, und nur mein Herz regte sich, aber meine Lippen bewegten sich nicht. Indem ich so in mir betete, schwoll der Boden unter mir; die Berge umher sanken ein; das Thal, wo ich lag, erhob sich zum Hügel, und ich ruhte auf seinem Scheitel unter fremden hohen Blumen, die sich über mir küßten. Und wie sich die Blumen gegen einander neigten, thauten Thränen von ihnen auf mich herab, und der Krampf meiner Brust zerging, und ich erhob mich selbst wie eine der Blumen und schaute umher. Ueber mir zerrann jetzt die Nacht, und der blaue Himmel schien klar und herrlich herein, und ein neues Land stieg auf aus dem fernen Nebelmeer, wie jenseits der Gränzen der Erde, und mein Aug' hing an dem Land.

Was ich dort gesehn, ist mir aus dem Gedächtniß verschwunden; aber die Seligkeit, die ich bey dem Anblick fühlte, ist in meiner Brust geblieben, und ich sehne mich wieder nach dem Schlafe und nach jenem Aufschauen, das mich so selig machte.

Ich will meiner Leiden nicht mehr denken; meine Schmerzen sollen mich nicht mehr stören. Ich will nur an Gott denken, und an den letzten Schritt durch die dunkle Pforte, die mich zu seiner unaussprechlichen Herrlichkeit führen soll.

Ach oft, wenn ich sonst meine Augen zu dem gestirnten Himmel erhob, und mich verlor in diesem Meere mit flammenden Inseln besät; wenn ich dann dachte, daß auch ich auf einer dieser Welten in dem gränzenlosen Raume schwimme, und obgleich nur ein Atom in der Unermeßlichkeit dennoch diese Wunder zu fassen, und durch sie bis zu dem Throne dessen, der die Unendlichkeit

selbst ist, zu dringen vermag — da fühlte ich oft eine so hohe Freude über mein menschliches Daseyn, daß ich mitten in meinen Leiden niedersank, und Gott dankte für dieses selige Gefühl. Nun hab' ich ja nur noch wenige Schritte zu thun, und Alles, was mich von Gott trennt, zerrinnt, und ich werde ihn sehen, wie er ist; nicht mehr durch den Schleyer seiner Werke, sondern so wie er ist. Diese Hoffnung soll meine Seele erheben, und meine Schritte beflügeln, daß ich froh und leicht den Rand erklimme, der die Welt von der Ewigkeit trennt.

---

den 25. December.

Daß ich diesen schönen Tag noch einmal erlebt habe, daß ich noch einmal, so kurz vor meinem Tode, das wundervolle Ereigniß habe feyern dürfen, das mir den Tod leicht und wünschenswerth macht, das ist auch eine der herrlichen Wohlthaten Gottes, durch die er mich bis zu meinem Ende er-

freut. Ja, ich will jubeln und danken, wie in jener geheimnißvollen Nacht die Erde jubelte, als das wundervolle Kind zum ersten Mal an der Brust der seligen Mutter lag, Engel herabstiegen das Wunder zu schauen, heilige Stimmen vom Himmel erschallten, und die Menschen entzückt dem neuen Tage der Welt entgegen sahen. Und wie strahlend brach der Morgen dieses neuen Tages an! Der Glaube war erstorben; nur bange Furcht brütete über der verlaßnen Erde. Da ward das Sehnen der Menschen gestillt. Gott trat unter sie; die unendliche Heiligkeit kam ihnen tröstend in menschlicher Hülle entgegen. Die frohe Botschaft der Liebe erschallte. Bey dieser Botschaft richtet sich noch jetzt die zagende Menschheit auf, und wenn alle Hülfe sie verläßt, schaut sie getröstet auf zu dem, der ein Knecht ward, um die Menschen von der Knechtschaft zu lösen. Aus einer dunkeln und niedrigen Hütte ging der Strahl des Lichtes aus über

die Welt, und die göttliche Liebe stieg zur Erde herab, und ein freudiger, frommer Schauer ging durch die ganze Natur. Damit die Menschen Dich recht lieben konnten, darum, o Ewiger, erschienst Du als ein hülfloses Kind, und verließt Deinen Strahlenkranz im Himmel, und schmücktest Deine blutende Stirn mit der Dornenkrone, und starbst unschuldig den schmerzlichsten Tod. Zu Dir dem Erniedrigten, der doch so göttlich war, zu dem Gemishandelten, der doch so unschuldig und heilig war, zu Dir wendet sich nun jedes verzagende Herz mit vertrauender Liebe. Du kennst ja seine Schmerzen; Du warst ihm ja gleich. Durch Dich kehrt er — auch wenn er fehlte — vertrauensvoll zu Gott. Die Sünde ist ja von ihm genommen durch Dich, denn die Furcht ist von ihm genommen, die vor Gott flieht, und, weil sie die Liebe des Vaters nicht kennt, vor der ewigen Gerechtigkeit und dem Zorne des Allmächtigen zittert. So ist der

Friede in die Welt zurückgekehrt; die Zwietracht der Sünde ist getilgt; die versöhnende Reue löst jeden Mißton auf. Wir fühlen Gott wieder in uns; Gott offenbart sich in uns; das Licht des Himmels scheint schon in das Dunkel dieser Welt und erleuchtet das Grab, das nun den Frommen nicht mehr schrecklich ist.

So froh war ich lange nicht, als an diesem heiligen Tage. Ich habe noch einmal meine Stimme vereinigt mit denen, die sich der Menschwerdung Gottes erfreuen. Ach ich war so glücklich! Meine Thränen flossen so leicht und erquickend! Hätt' ich doch mit ihnen den kleinen Ueberrest meines Lebens an den Altären der ewigen Güte vergießen können!

Ich habe meine Sünde vor Gott niedergelegt, und die Zusicherung seiner Gnade hat mein Herz erfreut. Ich habe an seinem Altar gekniet und mein letztes Abendmahl

gefeyert. Jetzt sind alle Wolken zerronnen, die auf meiner Seele lagen. Mit einem tiefen Frieden seh ich die Sanduhr meines Lebens zu Ende rinnen. Ich weine auch nicht mehr den geliebten Aeltern nach, sondern freue mich, daß sie bey Gott sind, und daß ich in wenigen Tagen mit ihnen vor dem Throne des Ewigen anbeten werde.

Noch einmal will ich mich an die Brust der Geliebten schmiegen, die ich zurücklasse — zum letzten Mal. Sie werden um meinen Tod trauern; aber meine letzten Thränen werden ihr Trost seyn. Dann ist Alles vorbey. Dann will ich nicht mehr trauern, und kein irdischer Gedanke soll meine Seele mehr trüben.

Am Grabe des Erlösers zu knien, den heiligen Boden zu küssen, den seine Füße betraten, die Orte aufzusuchen, wo sein Leiden der Welt Seligkeit schuf — das war

wohl oft der stille Wunsch meiner geheimsten Sehnsucht. Nun endet meine Pilgerschaft an meinem eignen Grabe, und ich werde nicht bloß den Schatten seines Andenkens, sondern ihn selbst finden, und alle meine Sehnsucht wird in der Seligkeit seines Anschauens untergehn.

Daß ich jetzt meinen Tod mit Ruhe erwarten kann, und daß auch die Thränen, die ich meinen zurückbleibenden Freunden weine, ohne Bitterkeit sind, das danke ich meinen frommen Aeltern, die mich früh gelehrt haben mein ganzes Leben und alle seine Ereignisse auf Gott zu beziehen. Hierdurch sind mir alle meine Leiden leichter, und mein Leben froher geworden; und ich fürchte den Tod nicht, und auch nicht was nach dem Tode folgt. Ich weiß ja, daß ich durch ihn allein zu der Erkenntniß dessen komme, den ich von Kindheit an in meinem Herzen und in seinen Werken mit

Sehnsucht gesucht habe; und so ist mir der Tod nicht das Ende meines Daseyns, sondern der Anfang desselben. Ich werde nicht mehr den Wechsel der Jahreszeiten sehn; kein neuer Frühling wird mir seine Blumen bringen; aber die Erde mit allen ihrem Schmuck ist ja nur der Saum seines Gewandes, und der Himmel mit allen seinen Sonnen nur der Schleyer seiner ewigen Schönheit. Die Harmonien der Erde werden nicht mehr zu meinen Ohren dringen; aber was mich in ihnen so tief und innig bewegt, ist ja nur der ferne Wiederhall jener höhern Harmonie, die in Gott ist, und die zu fassen kein sterbliches Ohr vermag. Und ist es nicht so mit allem, was das Leben Schönes beut? Ist es nicht selbst so mit den Thaten, die wir hienieden bewundern, und den Tugenden, die wir an andern lieben? Warum bewundern und lieben wir sie denn, als weil sich in ihnen der Gegenstand aller Bewunderung und Liebe spie-

gelt? weil sie uns aus der Verwirrung des niedrigen Lebens zu der Ahndung der ewigen Klarheit und Reinheit erhebt, die bey Gott auf den Höhen seiner Herrlichkeit wohnt? So kömmt ja alle hohe Freude von Gott, und führt zu Gott; und das Beste, was die Erde und das Leben beut, ist ja doch nur ein unnennbares Sehnen nach etwas Andern, Höheren und Unbegreiflichern. Aber was hier unbegreiflich ist, wird es nicht immer seyn. Der Vorhang zerreißt, der die Gräber der Erde von den Gefilden des Lichts und der Wahrheit trennt, und das innere Heiligthum jener erhabnen Mysterien wird uns enthüllt. Dann werden unsre Ahndungen in Erfüllung gehn, und unser Sehnen nach Wahrheit wird durch die volle Genüge eines beglückenden Schauens in die Tiefe der Wahrheit befriedigt werden.

Rosalie an Antonie von Lindau.

C. den 26. December.

Wenn Du diesen Brief erhältst, gute Antonie, ruht die Hand, die ihn schrieb, in dem Schooße der Erde, und das Herz, das ihn eingab, steht auf ewig still. Der, welcher Dir ihn bringt, weiß nicht, daß es die letzten Worte einer Sterbenden sind. Ich wollte ihm nicht vertrauen, was ihm einen zu langen Schmerz gegeben, und seine frohe Erwartung Deines Wiedersehns getrübt haben würde. Aber jetzt werdet ihr eure Thränen mischen, und der Schmerz zweyer liebenden Herzen wird leichter werden, indem er sich vereint. Darum hab' ich auch Dir von meinem nahen Sterben nichts gesagt. Ich weiß, daß Du schmerzlich um Deine hingegangene Freundin trauern wirst; Dein treues Gemüth hing ja so fest an ihr; Du

lebtest ja in ihr, wie sie in Dir lebte; nur Ein Sinn war in beyden; Eine Freude; Eine Hoffnung. Auch getrennt waren wir Eins. Nun ist die Trennung noch größer, und die Hoffnung des Wiedersehns auf Erden ist in das Grab gelegt. Weine nur, gute Antonie; ich weine ja auch, indem ich diese letzten Worte mit zitternder Feder schreibe — auch mir schien ja diese Hoffnung so freundlich in das Leben herein und tröstete mich, wenn jeder andre Trost mich verließ. Der Morgen unsrer Liebe war mit Thränen bethaut; nun zieht auch der Abend mit neuen Thränen heran. Von dem Grabe ging unser Weg aus, und endet am Grabe.

Ich will Deiner Schmerzen nicht schonen, Geliebte meiner Seele, Du mein zweytes schöneres Leben! ich will mir keinen Zwang auflegen, um froher zu scheinen als ich bin. Ich spreche ja zum letzten Mal mit Dir, und wie mein Herz immer offen vor Dir gelegen hat, so sollen auch jetzt,

bey dem letzten Abschiede, meine Thränen ohne Zurückhaltung auf die Wunden Deines Herzens fließen. Besser strömt ja dieser große Schmerz mit einem Mal aus allen Adern des Herzens aus, damit dann Ruhe zurückkehre, und Freudigkeit, und stille Ergebung in Gott. Du wirst nicht ohne Tröstung seyn. Die milde Hand eines geliebten Freundes wird Deine Thränen trocknen, und wie wir einst über dem Grabe meines Vaters, so werdet ihr über dem Grabe der Freundin ein engeres Bündniß schließen; eure Herzen werden sich besser verstehn in der gemeinsamen Trauer, und das Morgenroth, das Euch hinter meinem Grabhügel aufgeht, wird Euch einen schönen Tag inniger Liebe für ein ganzes Leben verkündigen.

So war auch unsre Liebe ein schöner, wenn gleich kurzer Tag, oder, vielmehr ein heiterer Vorabend des großen und herrlichen Festtages, dessen Jubel von den Ufern einer

andern Welt herübertönen. Ach wie gern verweilt meine Seele bey der Erinnerung an jene glücklichen Tage, die immer in ihrer Tiefe leuchten, auch wenn ich vor Gott knie, und ihm alle meine Freuden und mein Leben opfre. Wohl hab' ich bisweilen gezweifelt, ob ich ihm nicht auch diese meine letzte und höchste Freude opfern müßte, um aller irdischen Banden ledig vor seinen Thron zu treten; aber diese Zweifel sind in einem bessern und tröstlicheren Glauben untergegangen. Unsre Liebe war ja sein Werk! Sie hat ja vor den Altären seiner ewigen Liebe begonnen! Sie hat ja unsre Herzen gereinigt und frömmer gemacht. Ach wie oft, wenn ich an Deiner Brust gelegen, wenn ich mich selbst in Dir und Deiner Liebe vergessen hatte, wie oft bin ich da zu der heiligen Stelle zurückgekehrt, wo wir uns, unbekannt, zum ersten Mal gesehen hatten, und habe Gott mit Thränen gedankt für Deine Liebe, und ihn gebeten, sie immer

mehr

mehr zu segnen, und bin dann froher und seliger aufgestanden, wie nach erhörtem Gebet! Wie oft, wenn dumpfer Unmuth, wie schwere Gewitterwolken, über meinem Herzen brütete, oder wenn sich Bitterkeit und Haß in die Schale meines Lebens ergoß, und mich nichts rettete, und nichts half, — wie oft hat da ein leiser Gedanke an Dich, und die Erinnerung an eines Deiner freundlichen Worte die Stürme beschworen, die mein Innres zerrissen! Wie ein guter Engel standest Du neben mir, wortlos warnend, durch Dein Daseyn allein. Ach so vieles bin ich Dir schuldig, was Du nicht weißt, und was ich dankbar niederlegte in den Schoos der ewigen Güte; so vieles, was ich mit Entzücken denke, und jetzt, da ich ihm auf immer entsagen muß, mit Wehmuth beweine.

Laß uns denn noch einmal zurückschaun in dieses schnell verblühte Eden unsers seligen Pilgerthums, ehe sich die Pforte des

Lebens, durch die kein Blick mehr dringt, auf immer verschließt. Laß mich noch einmal Deine Hand fassen, gute Antonie, und Dich an mein Herz ziehn, und meine Wangen an die Deinigen drücken, hier an dem Rande des Todes, eh' ich in die dunkle Tiefe hinabsinke, und mich einhülle in den Schleyer der düstern Erde. Wie auf meinem Grabe aufrecht sitzend, will ich noch einmal in das helle, sonnige Leben sehen, mich seines Blüthenfrühlings erfreuen, und seines Morgen- und Abendroths, seiner Gestirne und seiner entzückenden Harmonien. Die Jahre meiner Kindheit ziehen vorüber vor mir mit ihren kindischen Spielen, ihren unschuldigen Irrthümern, ihren schnell versiegten Thränen und ihren unerfüllten, aber frohen Erwartungen; das frohe Zusammenseyn mit dem geliebten Bruder, die kleinen Zwiste, die herzlichen Versöhnungen, und der harmlose Wettstreit um die Gunst der Aeltern. Ach indem ich so meine Blicke in die

Thäler des stillen Lebens versenke, dringen die frohen Erinnerungen von allen Seiten auf mich ein, und um alle Blumen und Zweige schweben die Geister glücklicher Tage. Und wie ich heraustrete aus dem Traume der Kindheit in den hellern, bewußtvollern Sonnenschein der Jugend, da kömmst Du mir entgegen, meine Antonie; und wie Du mir die Hand bietest, und die Blüthen der Liebe, die an Deiner Brust aufgegangen sind, an die meinige drückst, da entfaltet sich mit einemmal das zusammengedrängte Herz, und die Seele schlägt jubelnd ihre Fittiche, und alle Quellen der Freude ergießen sich schäumend und glänzend, und ein schöneres Leben blüht mir aus Deiner Freudschaft auf. Daß ich Muth zum Leben bekam, daß ich mich seiner mit größerer Innigkeit freute — das verdank' ich nur Dir. Durch Dich ist es mir vervielfältigt worden, — und ob ich gleich, nach menschlicher Weise zu reden, allzufrüh davon scheide, so darf ich doch

nicht klagen, daß es zu kurz sey. Murre Du auch nicht, Du Gute, gegen den Rathschluß des Himmels, sondern bete in Demuth seinen Willen an, und freue Dich, daß ich den Gefahren des Lebens entnommen bin. Zwar hätt' ich mich gern noch einmal in Deine Arme geworfen, noch einmal gern an Deinem Busen geweint; ich wäre noch freudiger gestorben an Deiner Seite und unter Deinen Gebeten. Jetzt werden Fremde meine gebrochnen Augen schließen; eine fremde Hand wird den Myrthenkranz um meine kalten Schläfe winden, und fremde Stimmen werden zu mir sagen: Ruhe sanft. — Aber so hat es Gott gewollt, damit nicht der Schmerz über Deinen Schmerz mich in dem Leben zurückhielte, oder irgend etwas meine Seele von dem abwendete, was ja in diesen ernsten Augenblicken meine Gedanken ausschließend beschäftigen muß.

Wenn ich gestorben bin, wirst Du meine

Papiere erhalten, meine Tagebücher und Briefe, so wie ich Alles in diesen letzten Tagen geordnet habe. Du wirst oft Deinen Namen darin lesen, wie Du ihn auch in meinem offnen Herzen lasest, und die Erinnerung unsrer glücklichsten Stunden. Das rothe und schwarze Kreuz, das ich dazu gelegt habe, trage zu meinem Andenken; es ist das letzte Geschenk, das ich aus den Händen meines seligen Vaters empfing, und seit seinem Tode hab' ich es nie abgelegt. Die andern kleinen Geschenke vertheile nach den darauf geschriebenen Namen an unsre ehemaligen Gespielinnen. Der guten, verehrten Constant sind meine Zeichnungen bestimmt. Die letzte, auf der sie sich selbst finden wird, ist nicht ausgeführt. Meine Augen wurden zu dunkel, meine Hand zu schwach; so mußte ich sie unvollendet lassen, wie so manchen Plan meines Lebens.

Deinen Bruder, gute Antonie, grüße herzlich von mir. Ich habe sein schönes Ge-

müth erkannt, und in seiner Stimme hörte ich oft den Wiederklang der Deinigen. Ach er liebte mich mehr, als ich mir gestehn durfte; darum mußte ich ihm kalt und lieblos scheinen. Aber zutrauensvoll und freudig hätt' ich ihm gern meine ganze Liebe gegeben, wenn ich, im Scheiden von dem Irdischen, noch ein irdisches Band hätte knüpfen dürfen. Als ich Abschied von ihm nahm, that es mir weh, ihm mein Inneres verschließen zu müssen. Meine Augen waren trocken, aber mein Herz weinte in mir; er ging traurig von mir und ich sah ihm trauernd nach. Ach, als er mir aus dem Gesichte war, da strömten meine Thränen, und ich fühlte, daß ich ihn mit schwesterlicher Zärtlichkeit liebte.

Auch Deinem Saint-Val sage meine letzten Grüße, und daß er mir verzeihen möge, wenn ich ihn zum Boten meines Todes erkohr. Er wird auch Dein Tröster seyn, und das süße Geschäft, die Thränen der schön-

sten Seele zu trocknen, wird mir seine Verzeihung schaffen. Laß Deine Trauer Dich nicht hindern, Deinen Bund zu schließen, und das edelste Herz durch Deinen Besitz zu erfreuen. Nimm ihn, den Dir Gott gegeben, noch einmal von Deiner Freundin an, und gib dem Geliebten, was Du der Freundin gegeben hast, die Fülle Deiner heiligen und frommen Liebe. Gott wird euren Bund segnen, und aus den Sitzen der Seligen, wenn mich, wie ich hoffe, seine Gnade zu ihnen eingehen läßt, werde ich Deine frohen Tage zählen, und auf Dich harren, bis uns vereint eine ewige und unvergängliche Seligkeit umfängt. Wie weit auch immer das Ziel Deines Lebens gesteckt seyn mag, so ist es ja doch nur ein augenblicklicher Zwischenraum, und wir werden uns wieder finden, wenn wir uns kaum verloren haben. Vor diesem Gedanken zerrinnen die Wolken meines Schmerzes in dem Thau einer unendlich süßen Wehmuth, und

es geht mir ein so heller Himmel der Seligkeit auf, daß meine Brust zu eng' ist der Wonne, die aus ihm herabströmt. Ach da erscheint mir die Erde nur wie ein düsteres Thal von Nebeln eingehüllt, und von schroffen Klippen umringt, und meine ganze Seele kehrt sich nach den Quellen des Lichts, das den Thron des Höchsten umfließt. In diese heiligen Quellen werde ich mich tauchen; dort werde ich die wieder finden, die vor mir unter die Erde gegangen sind; dort werde ich Dich erwarten, und wir werden vereint, in das Anschauen der göttlichen Herrlichkeit versenkt, die Freuden genießen, die uns Gott verheißen hat, und die, obgleich unnennbar und unaussprechlich, doch hier schon dem frommen Herzen in leisen Ahndungen begegnen.

Zögernd schließe ich diesen Brief, den letzten, den Du von mir empfängst. Oft haben sich meine Augen getrübt, indem ich

ihn schrieb; oft hat meine Hand geruht. Meine Kraft ist schwach; bald ist das Oel verzehrt; die letzte Flamme zittert an dem ausgebrannten Docht. Noch wenige Tage, so fällt der Vorhang über dieses bunte Leben, und die Thore der Ewigkeit thun sich mir auf. So lebe denn wohl! Noch einmal reich' ich Dir meine Hand, zum letzten Mal, eh' ich mich niederlege in das kühle Grab, und wenn ich jenseits stehe, werde ich sie Dir auch herüberreichen, und der zarte Faden des Mitgefühls wird sich, ich weiß gewiß, von dieser Welt in die andre spinnen. Gott segne Dich, gute Antonie, und gebe Dir frohe Tage. Mögen die, mit denen Du künftig den Pfad des Lebens gehst, Dir so viele Freuden geben, als Du andern gibst, und wenn er Dir Leiden beschieden hat, so trage sie mit dem frommen Sinn christlicher Ergebung. So ergib Dich auch in dieses kurze Scheiden. Ich sterbe gern und

mit der frohen Zuversicht eines schönern und heiligern Lebens. Bis in den Tod

Deine

Rosalie.

Rosalie an Adolph von Saint-Val.

E. den 26. December.

Man sagt mir, daß Sie in den nächsten Tagen des neuen Jahres nach München zurückkehren. Diese Nachricht veranlaßt mich, Sie mit dem beykommenden Briefe an unsre gemeinsame Freundin zu belästigen, den sie aus Ihren Händen am liebsten wird empfangen wollen. Sie gehen, Herr von Saint-Val, den schönen Tagen einer Vereinigung entgegen, die das Glück Ihres Lebens machen wird; auch Sie werden das Glück einer schönen Seele machen. Lassen Sie sich meinen Bruder empfohlen seyn, der nun auch bald der Ihrige ist. Er ist ihrer Freund-

schaft werth, und Sie werden ihn freundlich aufnehmen, wenn er Ihnen an der Hand einer geliebten Schwester entgegen kömmt. Wie sehr ich mich dieses doppelten Vereins freue, kann ich nicht ausdrücken. Wenn Sie in demselben glücklich sind, wenn Sie an dem Arme der Gattin, der Schwester, des Bruders selige Tage feyern, so erinnern Sie sich einer fernen Freundin, deren letzte Stunde noch der Gedanke an diesen schönen und glücklichen Bund erfreuen wird.

Rosalie von Alban.

Rosalie an ihren Bruder Eduard.

Vergib mir, geliebter Bruder, wenn ich immer, wie eine böse Vorbedeutung, in Deine Freuden hereinbreche, und als eine Botin des Todes Deine Feste mit Trauer umhülle. Ach ich möchte Dir gern nur Freude senden; aber ich bin so arm, mein Loos ist so trau-

rig, daß ich die betrüben muß, die ich am innigsten und treusten liebe. Meine Tage gehen zu Ende, und wenn Du diesen Brief erhältst, guter Eduard, bin ich nicht mehr. Jenes unheilbare Uebel einer kranken Brust, das mich wie ein Engel des Todes von der Wiege an begleitet hat, führt mich jetzt in das frühe Grab, und in wenigen Tagen ist der geringe Rest meines Lebens ausgeblutet. Klage nicht um mich. Ich selbst sterbe gern und ohne Klage. Von frohen Hoffnungen erheitert, betret' ich unverzagt die Schwelle des Todes, wo die geliebten Aeltern ihre Arme nach mir ausbreiten, und mich aus dem Leben hinweg in ihre Seligkeit winken. Unverzagt folg' ich ihrem Ruf, ob ich schon oft meine Augen und mein Herz nach Dir wende, mein Bruder, und mit Wehmuth von dem scheide, der der geliebte Gefährte meiner ersten Jahre war. Ach in diesen glücklichen Jahren, in diesen Frühlingstagen des beginnenden Lebens, war unser schön-

ster Traum die Hoffnung eines ungestörten Zusammenseyns, und ein gemeinsamer Genuß aller Freuden, die uns das Leben verhieß. Von dieser Hoffnung ist wenig in Erfüllung gegangen. Jetzt sinkt sie mit mir in das Grab, und ein Hügel von Staub deckt auf immer alle unsre Wünsche und Träume zu. Aber indem ich Deinen Armen entschlüpfe, findest Du ein andres liebendes Herz und eine zweyte Schwester, die Dir erfüllen wird, was ich verhieß. Dieser Gedanke erleichtert meinen Tod. Ward auch der Anfang eures Glücks durch Thränen getrübt, so ist ja nichts hienieden ohne Thränen, selbst die Freude nicht und kein heitrer Morgen und Abend — und aus euren Thränen wird ein schönerer Frühling zarter Liebe aufblühn. Wie Du Natalien an dem Abgrunde des Grabes zuerst als Braut begrüßtest und dann zum Leben erstandest, so werdet ihr auch jetzt über meinem Grabe euren Bund mit noch größerer Innigkeit schließen; und

dann wird eure Freude zu mir hinabsteigen, und aus der Asche meines zerfallenen Herzens werden die Flammen einer freudigen Liebe auflodern. Gott wird den Bund eurer frommen Liebe segnen, und was ihr tugendhaft begonnen, werdet ihr heilig enden.

Jetzo, geliebter Bruder, nimm von meinem brechenden Herzen den letzten Dank für alle Liebe, die Du mir fern und nah erwiesen hast, für Dein brüderliches Vertrauen, und das Beyspiel Deiner edeln Gesinnungen. Möge Dich Gott mit aller Fülle seines Glückes segnen; mögest Du, das Ebenbild unsres würdigen Vaters, Dich eines längern Lebens erfreuen, und am Ziele Deiner irdischen Laufbahn, so wie er, den Tod des Gerechten sterben! Seine letzten Segnungen waren für Dich. Mit einer Fülle von Liebe in seinem edeln und großen Herzen trat er vor Gott. So ist auch die beste Mutter von hinnen gegangen. Auch sie betet jetzt an dem Throne Gottes für ihre scheidende

Tochter und für Dich, guter Eduard, den Liebling ihres Herzens. Heilige Spuren sind dem Pfade Deines Lebens eingedrückt. Folge ihnen mit frommen und kindlichen Sinn; still im Glück, ergeben im Leiden, wenn der Rathschluß des Ewigen Dir Leiden schickt. Ach ich habe Deinen letzten Brief mit tausend Thränen gelesen; und indem ich bey Deinen Gefahren zitterte, hab' ich doch Gott gedankt, daß das Bild des Todes so nah an Dir vorübergegangen, und daß Du Dich in dem Entzücken der Rettung und des errungenen Glücks inniger zu dem gewendet, von dem alles Glück und alles Gute kömmt. O mein Bruder, der Traum des Lebens ist verworren und wüst, wenn er nicht durch einen frommen Sinn und den Gedanken an Gott gereinigt wird. Ohne ihn sind die Lichter, welche das Leben erleuchten, nur furchtbare Blitze durch eine feuchte, sternenleere Nacht geworfen; die Freude selbst läßt, ohne ihn, nur Unmuth nach sich und Schmerz;

ja, das glücklichste Leben, nach menschlicher Ansicht, ist, ohne Gott, nur ein Sumpf mit gaukelnden Irrlichtern bedeckt, der den Verführten unter Schauder und Entsetzen verschlingt. Nur mit Gott geht der Mensch sicher und froh durch die Welt. Der ewige Leitstern in seiner Brust erlischt ja nicht, wenn auch zehnfache Wolkenschleyer den Himmel umhüllen, und alle Wellen über seinem Nachen zusammenschlagen; die unsterbliche Hoffnung ist in ihm, und das untrügliche Vertrauen; und wenn harte Wege und schroffe Klippen seine Füße verwunden, und seine ermüdeten Knie brechen, und keine irdische Hülfe dem Rufenden erscheint, so ist ja doch der Himmel über ihm offen, und Gott hört ihn, und die Hand des Allmächtigen hält ihn, daß er nicht untergeht. Das war der Sinn und die Lehre unsres guten und frommen Vaters, und so überwand er den Tod. So wirst Du auch das Leben überwinden, guter Eduard, und in

jedem

jedem Verhängnisse glücklich seyn. Mit diesem Vertrauen sterbe ich, mit ihm scheid' ich leichter von Dir und dem Leben. Wie kann ich genug der Güte Gottes danken? Wohin ich nur meine Blicke wende, zeigt sie mir neue trostvolle Hoffnungen. Mein Bruder — meine Antonie! Ich sehe euch beyde geborgen! Schützende Engel gehen euch zur Seite! Die Irrgänge des Lebens entfalten sich euch; der leitende Faden ruht sicher in eurer Hand, und nie wird euch das Licht der göttlichen Gnade erlöschen, das von oben herab den Weg zum Himmel erleuchtet.

Mit diesen frohen Hoffnungen nehm ich Abschied von Dir. Mein Geist wird aber auch künftig Dich umschweben, wenn es Gott verstattet, und ich werde mich Deines Glückes erfreuen, bis wir in dem Reiche der Wahrheit auf immer vereinigt werden. Trauere nicht um mich und meinen frühen Tod — er ist ja der Anfang eines dauerhaftern und reineren Lebens, wornach ich

mich immer gesehnt habe; ein Geschenk Gottes, und gewiß eines der herrlichsten, die seine Güte mir geben konnte. Meine Seele ist still und ergeben. Der Kampf ist vollendet; ich bin bereit abzutreten, wenn der Todes-Engel ruft. Wie leicht und heiter sind mir auch diese letzten Tage meiner Wandrung geworden! Gute Menschen umgeben mich; liebende Sorgfalt kömmt jedem meiner Wünsche zuvor. Kein Misklang stört diese letzten, ernster Betrachtung gewidmeten Augenblicke. So gütig erzeigt sich mir Gott bis zu dem Ende meiner Tage.

Zum letzten Mal denn, theurer, geliebter Bruder, lebe wohl. Mühsam trenne ich mich von diesem Blatte, dem letzten, das meine zitternde Hand für Dich beschreibt. Ich reich' es Dir aus der Ferne, und glaube Deine brüderliche Hand zu drücken. Lebe wohl! Ich bin bey Dir mit Seel' und Sinn und bis zum letzten Hauche meines Lebens

Deine Rosalie.

Rosalie an Natalien von Saint=Val.

Dein Glaube, geliebte Schwester, war kein Wahn; denn schon ist Dein Erwarten zur Hälfte erfüllt. Wenn Du diese Zeilen empfängst, das erste Zeichen meiner Liebe und auch ihr letztes, ist die irdische Hülle von mir genommen, und das, was den Staub und das Grab überwindet, schwebt liebend um Dich. Wenn jetzt, wo schon der Engel des Todes mich an sich drückt, wo die Erde schon ihren Schoos öffnet mich aufzunehmen, und mir über dem Grabe her das Morgenroth des langen, ewigen Tages hereinscheint — wenn mich jetzt noch irgend etwas an die Welt knüpfen dürfte, so wär' es die Sehnsucht nach Dir, der Braut meines Eduards; der künftigen Schwester meiner Antonie. Mit Euch, Ihr Geliebten, verbunden — Ihr wünschtet es ja! — wäre

mir das Leben schon hier ein Himmel gewesen; aber dann hätt' ich die Erde vielleicht allzusehr geliebt. So bist Du mir nur von Fern erschienen, wie ein Gestirn der Liebe, das freundlich durch das Abendroth leuchtet, oder wie ein holder Traum, der unsern Armen entgegen schwebt, und, wenn wir ihn an die Brust drücken wollen, schnell zerrinnt. Aber meine Liebe zu Dir ist kein Traum; denn ich liebe Dich in meinem Bruder, der nur in Dir lebt, und Du sagst recht, daß sich in seinem Herzen die unsrigen begegnen. In diesem edeln und schönen Herzen werden wir uns wieder finden, auch wenn ich über dem Grabe der Erde stehe, und jede Freude, die Du ihm gibst, wird, wenn das Irdische zum Himmel reicht, meine Seligkeit mehren. Und gewiß wird diese Freude zum Himmel reichen — denn was ist denn seiner werth, wenn es nicht die reine und frohe Liebe ist, die von Gott kömmt und zu ihm zurückführt? Möge

sie euch lange, lange dauern, und Gott euren Bund segnen. Lebe wohl, geliebte Schwester; trockne die Zähren des treuen Bruders; gib ihm hundertfach wieder, was er jetzt betrauert, und sey ihm ein liebender Schutzgeist auf dem schlüpfrigen Pfade des Lebens. Lebe wohl. Ich werde Dich hienieden nicht an mein Herz drücken, aber in den Wohnungen der Seligen wirst Du mir begegnen, „und wir werden uns als alte Freundinnen begrüßen, und uns ohne Worte erkennen und verstehn."

Rosalie.

Aus Rosaliens Tagebuch.

Meine letzten Betrachtungen.

Ich habe so viele Ursachen Gott zu danken, daß ich nicht weiß, wo ich Anfang und Ende finden soll.

Das Ziel meines Lebens ist kurz gesteckt, nach menschlicher Rechnung, aber was würde es denn seyn, hätte es auch ein Jahrhundert ausgefüllt? Schwindet nicht der längste Raum der Zeit, wenn sie vorüber ist, in ein unendlich Kleines zusammen? Und ist nicht das ganze Leben, wie lang es auch seyn mag, doch nur ein leuchtender Punkt, der zuletzt im Grabe erlischt?

Es kann traurig scheinen, daß ich so in der Blüthe meiner Jahre sterbe, aber wäre es besser, die letzte schmähliche Hinfälligkeit eines siechen, oft thörigten und kindischen Alters erfahren zu haben? Sehen wir nicht

täglich solche Greise und Greisinnen, deren Leben ein peinlicher Tod ist? Und wer hat die Gewährleistung eines frohen und rüstigen Alters? Und führt nicht auch dieses dennoch zu dem Ziel, an dem ich jetzt, nur einige Augenblicke früher, stehe?

Und ist es nicht eine herrliche Wohlthat Gottes, daß er mich in der vollen Geisteskraft sterben läßt, in der ich mich selbst, den Zustand meiner Seele und mein Verhältniß zu ihm recht erkennen und bedenken kann? Kann dieser Schritt aus dem Leben über das Grab besonnen genug geschehn? Und soll ich mich nicht der Besonnenheit freuen, die mir meine Krankheit läßt? Wie Viele sterben, ohne ihre Rechnung geschlossen zu haben, von schlimmen Träumen geschreckt, im Wahnsinn des Fiebers oder in dumpfer Bewußtlosigkeit! Die Pforten des Lebens gehen hinter ihnen zu, und sie wissen es nicht. Sie können Gott nicht danken, wie ich es kann; sie können nicht das Erbarmen

der ewigen Güte anflehn, sie ihrer Schuld zu entbinden, und in die Gemeinschaft seiner Heiligen einzuführen.

So ist also mein Leben bis zu seinen letzten Augenblicken eine zusammenhängende Kette von Wohlthaten der unendlichen Güte!

Auch von seinen ersten Augenblicken an. Denn ist es nicht die größte seiner Wohlthaten, daß er mich in einer Religion geboren werden ließ, die mir alle Leiden des Lebens, und jetzt den Tod so sehr erleichtert? Zwar gibt es keine Religion, die nicht auf den ewigen Urheber der Welt deutete, oder die dem Menschen ruchlos zu seyn verstattete; aber in keiner hat sich doch Gott reiner und herrlicher kund gethan, als in der unsrigen. Daß ich vor der Unendlichkeit seiner Macht, daß ich vor seinem strafenden Zorn nicht erbebe, ist es nicht die Wirkung dieser Religion, die mich zu ihm als zu einem liebenden Vater führt, der mich, wenn ich nach meiner Kraft thue, als

sein Kind empfängt, und mein zagendes Herz aufrichtet und stärkt? Wäre ich nicht in dieser Religion der Liebe geboren, so wäre mein Leben wie eine düstere Nacht ohne Sterne gewesen: ich wäre in den Stürmen, die es betroffen haben, hülflos zu Grunde gegangen. Durch sie ist Licht in meine Tage gekommen, und auch die Leiden, die ich erduldet habe, sind mir durch sie zur Wohlthat geworden. Ach oft, wenn mein Herz in Thränen schwamm, und scharfe Dornen meine Nerven ritzten, und das Blut aus allen Adern lockten, hab' ich in dem Glauben an Gott nicht nur Trost, sondern Freudigkeit gefunden, daß ich auch für meinen Jammer danken konnte, und den Schmerz meiner Wunden nicht mehr empfand. Für diese Kraft unsrer heiligen Religion, und daß er sie in mir lebendig gemacht, dafür bringe ich Gott und meinem Erlöser in diesen letzten Stunden zuerst den Dank eines gerührten Herzens.

Dann, daß er mir solche Aeltern gab, die, selbst tugendhaft und fromm, den eignen Glauben durch Beyspiel und Lehre in mein kindliches Gemüth gepflanzt haben. Die herzliche Liebe, die ich täglich von ihnen erfuhr, hat mir auch den Glauben theuer gemacht, in welchem sie lebten, und das Vertrauen, das ich zu ihnen hegte, hat mich zu dem Vertrauen auf Gott geführt. So leicht und eben hat mir die ewige Güte meinen Weg gemacht; so liebend hat sie mir die Hand gereicht durch liebende Aeltern! Zwar können auch die Kinder ruchloser Aeltern Gott finden; aber ihre Bahn ist rauh, ihr Kampf schwer und gefährlich. Und wie bitter mag die Erinnerung an ihre Kindheit seyn, die für mich so heiter und erquickend ist.

Aus diesem religiösen Gesichtspunkte — und, welchen andern könnte ich in dieser ernsten Stunde wählen? — erscheint mir auch meine frühe Kränklichkeit als eine der

Wohlthaten der unendlichen Güte. Mehr als einmal ward ich an den Rand des Grabes gerissen, und ich wuchs mit der Ueberzeugung eines frühen Todes auf. Dieses hat mir schon als Kind eine ernste Stimmung gegeben, und mich abgehalten, meinen Sinn allzu fest an die Freuden des Lebens zu knüpfen. Und da mir meine Krankheiten immer, so wie auch die jetzige, meine Besonnenheit ließen, so erkannte ich jedesmal den ganzen Umfang der Gefahr, und meine Seele stand vor Gott, und wenn ich dann in das Leben zurückkehrte, ward es mir leichter, den Reizungen zum Bösen Widerstand zu thun. So hat mich Gott auch durch körperliche Leiden zu sich geführt.

So sind mir auch andere, große und harte Unfälle auf mannigfaltige Weise heilsam geworden. Das Härteste und Schmerzlichste, was ich je erfuhr, war der Tod meines Vaters. Ach für seine Kinder nur hat er gelebt; nur in ihren Freuden blühten die

Seinigen, und jedes Opfer, das er ihnen brachte, war ihm ein Fest. Mir war er Vater, Lehrer und Freund; er wachte an meinem Krankenlanger, er linderte meine Leiden durch Gespräch, er nahm an meinen Spielen Theil. Ach bald lag er selbst auf dem Dornenbette der Krankheit. Da hatte ich nur Einen Trost, ihm einen kleinen Theil seiner Sorgfalt zu erwiedern, den Schweiß von seiner Stirn zu trocknen und den Brand seines Fiebers zu lindern. Ach ich bat Gott Tag und Nacht mit heißen Thränen, ihn mir zu erhalten, wenn es sein Wille wäre; aber es war nicht sein Wille — und der fromme Vater starb in den Armen meiner jammernden Mutter und den Meinigen, und seine Seele ging vor mir zu Gott. Mein Schmerz war unbeschreiblich, ich fand lange keinen Trost, und hatte lange keinen andern Wunsch, als auch zu sterben, und neben meinem Vater zu ruhn. Aber auch in diesem großen Schmerz hat mich die Hand des

Allmächtigen nicht verlassen. Er sandte mir eine Freundin, die mit mir weinte, und indem sie meinen Jammer mit mir trug, mein Herz dem Troste zugänglich machte. Da wurzelte auf dem Grabe meines Vaters jene heilige Freundschaft, die mich im Guten befestigt hat. Durch sie ist mir das Leben schöner aufgeblüht, und — ich weiß selbst nicht, auf welche Weise — mein Glaube an die Unsterblichkeit ist durch sie lebendiger und inniger geworden. Die Entfernung hat dieses heilige Band nicht gelöst, und so wird es auch der Tod nicht lösen; über das Grab hinweg werden sich unsre Herzen begegnen, und das Andenken an unsern Verein wird meine Antonie in den Strudeln des Lebens schützen. So war mir das Andenken an meinen Vater ein Leitstern und Schutz. Der Gedanke an seine Wehmuth, wenn er mich straucheln sähe, hat mir Kraft gegeben; und vielleicht hätte die Sorgfalt des Lebenden mein Herz minder rein bewahrt, als die le-

bendige Ueberzeugung von seiner fortdauernden Theilnahme, und das Verlangen, dereinst mit ihm vereint vor dem Throne des Ewigen zu stehn. So ist mir auch der schmerzliche Tod meines geliebten Vaters eine Quelle des Guten geworden.

Wie viel Gutes ich von meiner Mutter empfangen, ist mit Worten nicht auszusprechen; nur danken kann ich dafür mit gerührtem Herzen. Sie hat mich an ihrer Brust genährt, und, indem sie jede Mühe der ersten Erziehung übernahm, ehe ich selbst zum Bewußtseyn gelangte, den Instinkt kindlicher Liebe in mir erweckt. Bey allen Ansprüchen, welche Schönheit, ein gebildeter Geist und angenehme Talente geben, lebte sie doch wenig der Welt, sondern ihrem Hause, ihren Kindern, und dem geliebten Gemahl. Was gibt es aber für eine größere und reinere Freude, als von Aeltern geboren zu seyn, die durch schöne Eintracht, durch gemeinsame Liebe zu den Ihrigen,

durch einen heitern, frommen, gottergebenen Sinn ihren Kindern schon hier das Bild eines himmlischen Lebens darstellen, und ihnen dieses Bild auf der gefahrvollen Reise durch die Syrten des Lebens zum Geleite geben? Daß ich auch dieses Glück genossen habe, und daß ich mich des schönen Andenkens meiner Aeltern freuen darf, auch dafür danke ich Gott aus der ganzen Fülle meiner Seele.

Und da es Gottes heiliger Wille war, mich in den letzten Zeiten meines Lebens von dieser guten und geliebten Mutter zu trennen, und sie auf eine mir so schmerzliche Weise, in dieser Trennung und unter fremden Menschen zu sich zu rufen, so muß ich ihm doch auch dafür danken, daß er sie nicht früher, sondern zu einer Zeit von mir genommen hat, wo ich selbst schon die Gewißheit eines nahen Todes hatte. So ist ihrem liebenden, mütterlichen Herzen der Schmerz, mich sterben zu sehn, erlassen wor-

den, und ich durfte mich freuen, in kurzer Zeit zu der Gemeinschaft der geliebten Aeltern zurückzukehren, die, wie vormals, in inniger Liebe vereint, ihre Arme gegen mich ausbreiten, und mich zur Theilnahme an ihrer Seligkeit einladen. Diese Hoffnung hat mich über den allzubittern Schmerz hinweggehoben, und mir die Kraft gegeben, auch diesen Kelch eines herben Leides auszutrinken.

Und wurde nicht dieses schmerzliche Ereigniß auch durch ein glückliches gemildert, dessen ich mich freylich wohl, wäre es Gottes Wille gewesen, mit ungetheiltem Herzen hätte erfreuen mögen, die Verbindung meines geliebten Bruders? Wie sehr erleichtert es meinen Tod, daß ich weiß, eine liebende Hand werde seine Thränen trocknen, und ihn mild und fromm durch das Leben leiten. Möge ihm Gott alle Freuden einer heiligen Liebe geben, die sein edles Herz verdient, und wenn er ihm Leiden sendet, auch die

Kraft verleihen, sie mit frommer Ergebung zu tragen.

Auch das ist eine große und herzliche Freude für mich, daß die geliebteste meiner Freundinnen, daß meine gute Antonie eben jetzt die Rückkehr ihres Freundes erwartet, und in kurzem unauflöslich mit ihm verbunden seyn wird. Sie in dem Schutze eines Mannes zu wissen, der, ihres schönen Herzens so werth, sie beglücken wird, das ist ein Trost für mich, der auch die letzten trüben Stunden meines Lebens erheitern wird. Aus jenem doppelten Bunde aber wird ein Verein der trefflichsten und edelsten Menschen hervorgehn, und dieser Verein wird ihnen ein Vorbild des Himmels seyn. Wie kann ich Gott genug danken, daß er dieses Alles so wunderbar und herrlich gefügt hat? und soll mein Herz nicht jubeln, daß ich die besten Menschen, und die ich am innigsten liebe, auf dem Wege des schönsten Glückes verlasse?

Einige Menschen haben mir übelgewollt. Ich vergebe ihnen von Herzen. Auch diese Prüfungen sind mir nützlich gewesen, und mein Herz hat sich inniger zu Gott gekehrt. Und ist nicht auch die Lieblosigkeit eine Quelle der Liebe geworden? Haben sich nicht gute Menschen meiner aus Mitleiden angenommen? Und muß ich nicht diese milde Pflege, diese herzliche Theilnahme, diese Erheiterung meiner letzten Tage fast allein jenem Verhältnisse danken?

So vielfältige Ursache des Dankes habe ich gegen dich, ewiges Wesen, Vater der Güte und des Erbarmens. O du, den ich nicht begreife, den ich aber in meinem tiefsten Herzen fühle und anbete, nimm meinen Dank aus überströmender Brust gnädig an, jetzt noch lallend und schwach, bald vollkommener und deiner Herrlichkeit würdiger. Herrlich hast du dich mir offenbart in deiner schönen Natur, noch herrlicher in den Tugenden geliebter Aeltern und Freunde;

auch in Leiden hast du dich mir kund gethan. Zwar nur dunkel erkennt der Mensch deine Unendlichkeit durch den Schleyer seiner irdischen Hülle; aber nicht umsonst hast du ihm eine unauslöschliche Sehnsucht nach deiner Erkenntniß und deinem Anschauen gegeben. Auch für diese Sehnsucht sey dir Dank gebracht! Mit ihr schreite ich vertrauensvoll über die Kluft des Grabes, ja mit Freudigkeit verlasse ich die dunkeln Schwellen des Lebens, um zu dem reinen Anschauen deiner Herrlichkeit einzugehn, und dich ewig zu preisen aus der Tiefe meiner Seele. Dieser Hoffnung weichen die Schrekken des Todes, und ich zittre nicht vor dem Zerfallen dieser irdischen Hülle, die mich von dem Ewigen trennt. Das ist alles deiner Güte Werk, o du Vater der Menschen, und auf sie vertraue ich, und von ihr hoffe ich, daß sie mich auch in der letzten Stunde des Abschiedes stärken wird.

Marianne Burgmayr an Antonien von Lindau.

C. den 31. December.

Gnädiges Fräulein.

Indem ich mir die Freyheit nehme, Ihnen zu schreiben, gnädiges Fräulein, erfülle ich den heiligen Befehl einer Abgeschiedenen, die Ihnen theuer war, und die bis zu ihren letzten Augenblicken Ihrer gedachte, und für Sie betete. Fräulein von Alban ist nicht mehr. Nachdem ich vor wenigen Wochen den Schmerz gehabt, ihrer verehrten Mutter die Augen zuzudrücken, schien ich nur darum zurückgekommen, um denselben schmerzlichen Dienst auch ihrem theuren Kinde zu leisten. Ach in diesem Augenblick, wo ich der besten und gütigsten Herrschaft

beraubt bin, scheint mir die Welt eine Einöde, und gern folgte ich dem guten und frommen Kinde in das Grab, wenn nicht unsre heilige Religion uns geböte, auch das schwerste Kreuz zu ertragen, und in Leiden auszudauern, bis Gottes Wille uns abruft.

Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich von mir spreche; aber meine Traurigkeit ist so groß, daß ich meiner Thränen nicht Herr werden kann. Sie haben sie gekannt und geliebt; Sie wissen, wie fromm und gut sie war. So war sie auch gegen uns, die wir ihr dienten, und gegen jedermann, und nicht bloß in ihren letzten Tagen und auf ihrem Sterbebette, sondern zu aller Zeit. Ach und sie war noch so jung! In so frühen Jahren war sie eine Heilige geworden, wenn sie nicht ein Engel war, der der Welt zur Erbauung vom Himmel gekommen ist.

Und doch hat es Menschen gegeben, gnädiges Fräulein, die diesen Engel marterten.

Ach was für Menschen! Frau von Wallburg und ihre nichtswürdige Tochter — Gott möge mir den harten Ausdruck verzeihn — aber diese unbarmherzigen Menschen haben den frühen Tod des guten Fräuleins auf ihrem Gewissen. Es ist eine lange Jammergeschichte, die ich aus Nanny's Munde weiß; denn das selige Fräulein selbst klagte nie über keinen Menschen, sondern ertrug Alles, und verzieh Alles. Was mögen diese hartherzigen Verwandten jetzt fühlen, da sie todt ist? Aber Gott hat sie schon nach ihrer Weise gestraft und ihren Stolz gedemüthigt. Sie sind beschimpft und verachtet von hier weggegangen, während das selige Fräulein, das sie demüthigen wollten, von aller Welt geehrt und geliebt worden ist. So ist jedem geschehn nach seinem Verdienst und Würdigkeit!

Als ich nach dem Tode meiner gnädigen Frau von Danzig hierher kam, fand ich das

Fräulein in dem Hause der Frau Botschafterin, die eine große Liebe für sie gefaßt hatte, und ihr auch bis in den Tod treulich beygestanden hat. Ach ich fand sie sehr verändert und schwach; doch schön wie einen Engel in ihrer tiefen Trauer. Als sie mich zu Gesicht bekam, — sie hat von Kindheit auf sehr an mir gehangen — fiel sie mir um den Hals und weinte bitterlich, und ich weinte eben so sehr, und keines konnte vor Thränen sprechen.

Da ich sie nun so schwach und angegriffen sah, wollte ich den Tod ihrer seligen Mutter nicht erwähnen; aber sie bat mich inständig, indem sie meine beyden Hände ergriff, sie nicht aus guter Meinung zu quälen; und ich mußte ihr alles erzählen nach den kleinsten Umständen. Als ich meine Erzählung geendigt hatte, bey der sie oft Augen und Hände zum Himmel erhob, dankte sie mir recht herzlich und rührend, daß ich

ihr eine so große Wohlthat erzeigt hätte. „Die Thränen haben meine Brust erleichtert, sagte sie, und ich fühle mich besser als seit vielen Tagen. Deine Erzählung, gute Marianne, fuhr sie fort, hat mich getröstet. Das Gebet meiner Mutter wird in Erfüllung gehn. Ich werde ihr bald folgen, und dann nie, nie wieder von ihr getrennt werden. Dann, fuhr sie leise fort, indem sie sich zu mir beugte, und die Freude strahlte durch ihre Thränen — „freue Dich mit mir; meine Tage gehen zu Ende; ich sehe den Himmel offen über mir, und die geliebten Aeltern rufen mich zu sich.“ — Ich konnte nichts thun als weinen; denn ich sah wohl, daß sie Wahrheit sprach. Und da ich ihr Hoffnung zur Genesung machen wollte, bewegte sie den Kopf hin und her, und auch die Hand, als kämen ihr meine Tröstungen eitel vor. Dann sagte sie: „Sage nicht, was Du nicht glaubst. Meine Ahndungen

täuschen mich nicht. Ehe dieses Jahr zu Ende geht, werde ich bey meinen Aeltern seyn."

Nach dieser Zeit fanden wir sie nur selten weinend; vielmehr schien eine große Heiterkeit in ihr zu seyn. Sie las viel in der Bibel und in ihren Erbauungsbüchern, schrieb zuweilen, oder spielte auf dem Flügel, vornehmlich in der Dämmerung, wo sie dann auch leise dazu sang — und dann hörten wir auch wohl bisweilen, daß sie sich unterbrach und still für sich weinte. Ihre Nächte waren oft unruhig; sie klagte über Hitze und Beängstigung, und warf oft des Morgens Blut aus. Dann war sie meist sehr kraftlos, aber nie unmuthig, sondern immer freundlich und gut. Gar oft, wenn wir in der Nacht um sie beschäftigt waren, beklagte sie uns und bat uns um Geduld, und nicht auf sie böse zu seyn. Aber wir thaten ja Alles gern für sie, und gewiß,

wir wären mit Freuden für sie gestorben, hätte uns Gott gewürdigt, für ihr Leben das unsrige anzunehmen.

Den heiligen Abend vor Weihnachten war sie heiter erwacht. Sie konnte früher als gewöhnlich aufstehn, und wir sahen sie den größten Theil des Tages beschäftigt, ihre Papiere und Anderes zu ordnen, Vieles einzusiegeln, zu überschreiben und zusammenzulegen. Als die Dämmerung kam, rief sie uns zu sich, dankte jeder insbesondre für ihre Dienste, gab uns dann reichliche Geschenke, und bat uns um geduldige Ausdauer. „Mein Tod ist nicht fern mehr, sagte sie; dann wird mein Bruder für euch sorgen, wie es meiner seligen Mutter Wille war.“ — Ach dieß war ein trauriger Abend für uns. Wir küßten ihr die Hände unter tausend Thränen; aber danken konnten wir nicht als mit gebrochnen Worten.

Sie war nachher sehr ermüdet, und

mußte sich frühzeitig niederlegen. Wir lasen ihr abwechselnd vor, bis die Frau Botschafterin kam, die fast jeden Abend bey ihr zubrachte. Als sie kam, sagte das Fräulein: „Ich habe einen recht heitern Tag gehabt, und ein Fest der Erinnerung gefeyert. Die Gärten meiner Kinderjahre lagen vor mir, und alle die schönen Weihnachtsabende, die wie ein Frühling mitten in dem Winter liegen.“ Dann erzählte sie viel von ihrer Jugend, und wir sahen, wie erfreut zugleich und gerührt sie bey diesen Erinnerungen war. „Ach es war eine sehr glückliche Zeit, sagte sie zuletzt, und ich habe sie heute noch einmal, wie eine scheidende Freundin, an mein Herz gedrückt.“

Am folgenden Morgen erwachte sie nach einer ruhigen Nacht ungewöhnlich früh, weckte mich mit leiser Stimme, und bat mich, als ich aufgestanden war, ihr die Geschichte der Geburt unsers Heilandes vor-

zulesen. Dann betete sie stille für sich, stand auf, legte ihre Trauerkleider an, und ging in die Kirche von uns beyden geführt. Hier beichtete sie; und als sie darauf in einem nahen Betstuhl niederkniete, blieben wir ihr zur Seite, um sie zu unterstützen, wenn sie zu schwach würde. Während der dritten Messe verlangte sie Riechsalz. Dann nahm sie das Abendmahl, und betete wieder lange, ihr Gesicht mit dem Schleyer verhüllt, und ließ sich dann in einer Sänfte nach Hause tragen. Diesen ganzen Tag war sie allein auf ihrem Zimmer, und verlangte nur selten etwas, nahm auch wenig zu sich, — wie sie denn immer sehr mäßig war — und legte sich frühzeitig nieder. „Auch dieser Tag, sagte sie, ist mir ein recht glücklicher Tag gewesen. Wie leicht macht mir Gott meinen Tod! Noch kurze Zeit, und der Traum des Lebens ist ausgeträumt, und die Schatten zerrinnen, und machen dem ewigen Lichte

Raum.“ Den ganzen Abend brachte sie mit erbaulichen Gesprächen hin. Frau von Guthy konnte nur kurze Zeit bey ihr verweilen.

Die Nacht und der folgende Tag war ruhig. Sie schrieb viel, und als sie mehrere Briefe zusammengelegt und gesiegelt hatte, sagte sie: „Ich habe meine Rechnung mit der Welt geschlossen. Nun ist kein weltlicher Wunsch mehr in meiner Brust.“ Nachdem sie mir dann Einiges aufgetragen hatte, schrieb sie wieder in ihrem Tagebuche, las einige Zeit, und legte sich nieder. Sie schien sehr angegriffen. Auch fiel sie bald in Schlaf, erwachte aber plötzlich wieder in einem heftigen Fieber, und warf so viel Blut aus, daß wir glaubten, sie werde unter unsern Händen sterben. Frau von Guthy war gegenwärtig und schickte sogleich nach dem Arzt. Als dieser kam, hatte das Blutbrechen aufgehört, aber sie lag blaß wie eine Leiche da und fast athemlos. Doch war ihr

Aug' heiter und hell, und sie sah uns bisweilen freundlich und dankend an. Der Arzt verschrieb Einiges, erklärte aber, die Gefahr sey sehr groß, und der kleinste Rückfall könne tödtlich seyn. So leise er im Nebenzimmer sprach, hatte die Kranke dennoch alles gehört. Sie hob ihre Augen und ihre zusammengefalteten Hände ein wenig auf, und ihre Lippen bewegten sich; aber was sie sagte, konnten wir nicht verstehn. Ihr Gesicht war heiter, man sah, daß sie ganz in Gottes Willen ergeben war.

In der folgenden Nacht schlummerte sie bisweilen, aber immer nur kurze Zeit, und wir hörten, daß sie leise betete. Einmal sagte sie: „Ich bin Staub und kehre zurück in den Staub." Und dann wieder: „Die Todten werden erwachen und Gottes Herrlichkeit schauen." Und so mehreres; denn alle ihre Gedanken waren zu Gott gerichtet.

Am Morgen fühlte sie sich etwas gestärkt; wir lasen ihr vor; dann ließ sie einen Geistlichen zu sich bitten. Als dieser kam und ihre Krankheit beklagte, sagte sie: Ich traure nicht über meinen Tod. Es ist eine Freudigkeit in mir, die mich über die Furcht vor dem Grabe erhebt. Gott will, daß ich sterben soll; wär' es nun nicht ruchlos, wenn ich es nicht wollte? oder wie kann der Mensch zeigen, daß er Gott liebt, als durch eine unbedingte Ergebung in seinen heiligen Willen? Sie gab uns hierauf ein Zeichen, daß wir sie verlassen möchten. Nach einer Stunde kam der Geistliche heraus, und sagte uns: er sey gefaßt gewesen, zu trösten und aufzurichten; aber sie habe vielmehr ihn getröstet, und so fromme und frohe Worte gesprochen, daß er selbst davon erbaut und gerührt worden sey. „Ihre Weisheit ist weit über ihre Jahre, setzte er hinzu; sie stirbt wie eine Heilige.“

Als wir wieder zu ihr kamen, war sie sehr heiter, bot Allen die Hand, grüßte Alle, und sagte leise, als ob sie die Worte des Geistlichen wiederhole: „Selig sind die, die in dem Herrn sterben; sie ruhen von ihren Arbeiten.“ Und dann: „Der Mensch vom Weibe geboren, lebt nur kurze Zeit; er flieht, wie ein Schatten über die Erde.“ — Wir knieten Alle um ihr Bett und beteten still. Nach einiger Zeit ward die Frau Botschafterin hinausgerufen, kam dann wieder zurück, und sagte der Kranken, die Fürstin sey gekommen, und wünschte sie zu sehen, wenn es ihr nicht lästig fiele.

Bey dieser Botschaft drückte das Fräulein ihre beyden gefalteten Hände gegen die Brust, und sagte: „Sie ist ja immer so freundlich gegen mich gewesen. Es ist mir, als sollt' ich meine Mutter sehn.“ Frau von Guthy ging und führte die Fürstin herein, und sie näherten sich leise dem Bett,

wäh-

während wir uns in die Ferne zurückzogen. Die Kranke grüßte freundlich, aber aufrichten konnte sie sich nicht. „Wie geht es Dir, gute Rosalie? sagte die Fürstin mit gerührter Stimme; Du bist sehr schwach" und dabey küßte sie sie auf die Stirn, und wendete sich schnell wieder weg, um ihre Thränen zu verstecken. „Ja, antwortete die Kranke, ich bin schwach; aber mein Herz ist noch stark und voll von Dankbarkeit. Wie glücklich bin ich in diesem Augenblick, Ihnen Ihre Güte noch danken zu können, ehe ich sterbe!" — Als nun die Fürstin ihr Hoffnung einsprechen wollte, sagte die Kranke: „Ich habe die Furcht überwunden, und auch die Hoffnung. Ich wünsche nicht wieder umzukehren. Müßte ich dann nicht dieselben Schritte noch einmal thun; und mit geringerer Freudigkeit vielleicht und schwächerm Vertrauen." — „Ich kann den Gedanken nicht ertragen, sagte die Fürstin, Dich in

dieser Blüthe Deiner Jahre zu missen. Ach! so solltest Du nicht von uns scheiden. Wenn die Guten so früh von hinnen gehn, wer möchte da leben?" — Da faßte die Kranke die Hand der Fürstin, gleichsam dankend, und sagte: „Bin ich denn nicht glücklich zu nennen, daß Gott mich würdigt so früh zu ihm einzugehn?" — —

Die Fürstin beugte sich auf die Hand der Kranken herab; wir alle weinten; nur das Fräulein weinte nicht, und sie, die bey fremden Leiden so leicht gerührt ward, sah jetzt unsern Schmerz mit trocknen Augen. Ihre Miene war immer heiter, und ihr Gesicht war wie das einer Verklärten.

Als die Fürstin sich entfernen wollte, fragte sie, ob sie nicht irgend einen Wunsch hätte, den sie ihr erfüllen könnte. Sie antwortete: Das liebende Andenken Ihres großen und schönen Herzens. — Die Fürstin war ergriffen, kniete nieder am Bette, faßte

die herüberhängende Hand der Kranken, und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Wir waren unruhig wegen der Kranken, wagten aber nicht etwas zu sagen; aber Frau von Guthy hob die Fürstin auf, und führte sie mit einiger Gewalt hinweg. Das Fräulein sah ihr lange nach, und schien in tiefes Nachdenken versunken zu seyn.

Den übrigen Abend war das Fieber stark. Sie schlief ein; sprach aber öfters in Phantasien, und schien mit ihren Aeltern zu reden. Auch ihren Bruder nannte sie oft. Fast alle ihre Reden waren erbaulich und fromm. Gegen Morgen warf sie Blut aus und ward immer schwächer. „Ehe die Sonne untergeht, sagte sie, bin ich in meine Heimath gegangen.“ Sie bat mich ihr vorzulesen, und oft unterbrach sie mich mit kurzen Gebeten. Oft verlor sie die Besinnung; aber auch dann zeigte sich ihre Ergebung in Gott. Wenn wir weinten, trö-

stete sie uns. Einmal sagte sie: „Wenn ich gestorben bin, gute Marianne, so schreibe meiner Antonie, daß ich gern und ohne Schmerzen gestorben bin. Und wenn Du zu ihr kömmst, sage ihr, und auch Du, gute Nanny, sage ihr, daß ich sie geliebt habe bis an meinen Tod.“ Der Geistliche ging ab und zu; Frau von Guthy wich nicht von dem Bette; die Fürstin ließ jede Stunde Nachfrage thun. Der Bluthusten wiederholte noch einigemal, aber schwach. Wir sahen, daß ihr Tod nah war. Kurz nach Mittag sagte sie, sie wäre sehr müde, legte ihren Kopf an meine Brust, und ruhte in meinem Arm. So schlummerte sie wohl eine Stunde lang tief und süß, und als sie die Augen wieder aufschlug, sagte sie, sie habe geglaubt in den Armen ihrer guten Mutter zu schlummern.

Nach diesem Schlafe spürte sie Aengstlichkeit, und fuhr bisweilen mit der Hand

nach dem Herzen. Wir mußten ihr oft die Stirn trocknen, und ihre Augen verdunkelten sich von Zeit zu Zeit, und sie fragte, ob es Nacht sey. Und da sie hörte, es sey noch Tag, sagte sie: „Wie langsam geht die Sonne zu Grabe!" — Gegen vier Uhr mußten wir die Vorhänge öffnen. Sie sah, daß der Himmel heiter war, und die Sonne sich zum Untergang neigte, und da ein Strahl davon auf ein Bildniß fiel, das sie ihrem Bett gegenüber hatte stellen lassen, sagte sie: „Ach wie schön und verklärt Du bist! Komm als mein leitender Engel und führe mich über das Grab!" Die Augen verweilten auf dem Bilde, auch während sie betete; und als der Geistliche sagte: „O Du, der Du sagtest, lasset die Kinder zu mir kommen, sieh, ich komme zu Dir als Dein Kind — führe mich zu dem Throne Deines himmlischen Vaters!" — da schwand der Strahl von dem Bilde; die Kranke

seufzte — fuhr mit der Hand nach der Brust — seufzte tiefer — und ihr Herz war gebrochen.

Es würde vergeblich seyn, gnädiges Fräulein, Ihnen den Schmerz zu schildern, den wir alle fühlten, als wir nicht mehr an ihrem Tode zweifeln konnten. Und doch mußten wir sie glücklich preisen, da sie so sanft und fromm verschieden war. Ihre Ruhe war auch im Tode in ihren Mienen ausgedrückt. Auch auf der Bahre war sie schön. Ein weißes Kleid war ihr Todtengewand, wie sie befohlen hatte, mit hellblauen Bändern; um ihr blondes Haar schlang die Fürstin einen Myrthenzweig. Täglich besuchte sie die Leiche, und bestreute sie mit den Blumen des Wintergartens. So lag sie einer Braut ähnlich auf dem Blumenbett, und gewiß, sie ist als eine Braut Christi von uns geschieden, und lebt jetzt in seiner überschwenglichen Herrlichkeit und betet für uns.

Heute am frühen Morgen ist sie beerdigt worden. Vieles Volk begleitete die Leiche. Alle Hausgenossen waren gegenwärtig, und das Lob der Verstorbnen ging von Mund zu Mund. Sie ruht an dem Fuße hoher Bäume in der höchsten Gegend des Kirchhofs. Als der Sarg in die Erde versenkt ward, ging die Sonne herrlich auf, und alle Bäume funkelten in Winterduft, und das dunkle Grab erhebt sich jetzt allein über der beschneyten Erde.

So habe ich die traurige Pflicht erfüllt, zu der mich der letzte Befehl meiner guten seligen Herrschaft aufforderte, so betrübt es mir auch gewesen ist. Verzeihn Sie, gnädiges Fräulein, meiner ungeübten Feder. In wenigen Tagen, wenn das Nöthige verrichtet seyn wird, werde ich in meine Heimath zu meiner bejahrten Mutter reisen, um mich von so vielem Schmerz zu erholen. Dann werde ich nach München kommen und Ihnen noch mündlich mittheilen,

was ich etwa vergessen haben mag, oder Sie noch zu hören wünschen.

Ich empfehle mich Ihrem Wohlwollen und bin mit großer Hochachtung

gnädiges Fräulein

Ihre

tief betrübte

Marianne Burgmayr.

Nachlese
aus
Rosaliens Tagblättern.

Gott zu denken, ist ein Bedürfniß, nicht in Beziehung auf diesen oder jenen Gebrauch, sondern weil es meine innerste Natur fordert. Wir denken Gott, wie wir athmen und sprechen.

Daß ich Gott denken kann, daß mich dieser Gedanke mit einer größern Seligkeit erfüllt, als Alles, was die Welt mir bietet, ist für mich der unerschütterlichste Beweis seines Daseyns.

Die Kindheit und das Alter kommen mir gleich ehrwürdig vor; jenes, weil es eben erst aus den Händen Gottes zu kommen scheint; dieses, weil es dahin zurückkehrt.

Oft sagen Kinder tiefsinnige Wahrheiten ohne Bewußtseyn, und dieses rührt uns in der Tiefe unsers Herzens, als ob die Stim-

me des unendlichen Lehrers der Menschen von ihren unschuldigen Lippen tönte.

Zwischen dem, was der Mensch wünscht, und dem, was er erreicht, ist eine unendliche Kluft. Er wird also immer unglücklich, kein Friede wird in ihm seyn, so lange er diesen Frieden von äußern Dingen, oder von der Rastlosigkeit seines eigenen Strebens erwartet. Sein Leben ist eine Fahrt auf einem Meere, das keine Ufer hat; er mag rudern bey Tag und Nacht, er kömmt doch nirgend an. Es ist daher kein Friede zu finden, als bey Gott. Nur aus dem Herzen der ewigen Harmonie quillt Harmonie in das Herz des Menschen, und gibt seinem Streben ein bestimmtes Ziel. Die Ruhe frommer Menschen in großem Glück und in den Stürmen der Widerwärtigkeit, ist darum so erhebend, weil sie göttlich, weil sie der Widerschein des göttlichen Friedens ist.

Wer Kränkung mit Kränkung, Unrecht mit Unrecht, Haß mit Haß vergelten will, der macht sich — außerdem daß er ein höchst unsichres Spiel spielt — das Leben zur Hölle, wobey er sein eigener Quäler ist und die Gluth selbst gegen sich anschürt. Ein solches Thun ist wie ein ewiges, sich immer verstärkendes Gegeneinanderprallen elastischer Körper bis zur Vernichtung. Ein edler Mensch hat in der Liebe eine sichere Waffe gegen das Unrecht. „Wer Haß mit Liebe zu bekämpfen strebt, hat ein weiser Mann gesagt, der kämpft froh und sicher, und widerstrebt eben so leicht Einem als Mehrern, und bedarf den Beystand des Glückes nicht. Die aber, welche er besiegt, weichen ihm froh, nicht weil es ihnen an Kraft gebricht, sondern weil durch ihn ihre Kraft gewachsen ist.“

Mit Schrecken und geheimer Angst sehe ich bey manchen Menschen eine Art von

Frömmigkeit, die, nicht anders wie die Künste der Zauberey, einzig und allein auf äußere Vortheile, Gewinn und Genuß gerichtet ist.

Wer in dem Tode nichts sieht, als einen traurigen Gedanken, dem man suchen müsse zu entfliehn, der wird auch in dem Leben nichts sehn, als eine Gelegenheit sich zu ergötzen, und zwar mit den wohlfeilsten und gemeinsten Mitteln. Es ist kein großes Wunder, daß diese Ansicht die allergewöhnlichste ist; aber auch eben so wenig, daß, indem die Menschen ohn' Unterlaß dem Genusse nachjagen, sie doch auf diese Weise wenig genießen. Mich dünkt, daß wer sich des Lebens recht erfreuen wollte, eben deshalb in die Tiefen des Todes hinabsteigen müßte, um aus ihnen den Ernst zu holen, auf dem das Leben, wie ein Regenbogen auf dem dunkeln Gewölk, erst Glanz und Schönheit bekömmt. Ich spreche aber hier bloß von dem Genuß, in so fern die-

ser eines gebildeten Mannes würdig seyn kann, ohne alle Beziehung auf Religion, welche ganz andre Betrachtungen fordert.

Ein Araber, den sein Feind geschlagen, sagte zu ihm: Ich könnte Dir Unrecht mit Unrecht vergelten, aber ich thu' es nicht. Ich könnte Dich beym Kadi verklagen, aber ich verklage Dich nicht. Ich könnte in meinem Gebete um Deine Bestrafung bitten; aber ich werde mich hüten es zu thun. Ich könnte endlich am Tage des Gerichts bey Gott Rache fordern. Aber wenn eben jetzt der Tag des Gerichtes anbräche, und ich der Erhörung meines Gebetes gewiß wäre, so würde ich Dir die Hand bieten, um mit Dir in Gottes Paradies einzugehn.

Sprüche heidnischer Weisheit.

„Sage nie von irgend einer Sache: ich habe sie verlohren; sondern: ich habe sie

zurückgegeben. Dein Sohn ist gestorben. Er ist zurückgegeben. Deine Frau ist gestorben. Sie ist zurückgegeben. Dein Gut ist Dir genommen worden; auch dieses ist zurückgegeben. Aber der es nahm, ist ein Bösewicht. Was hast Du für ein Recht zu fragen, durch wen der Geber das Seinige zurückfordert? So lange er es Dir zum Gebrauch gibt, benutze es als ein fremdes Gut, wie der Wandrer das Wirthshaus benutzt, das ihm am Wege die Thür öffnet.“ —

„Gedenke Dich im Leben zu betragen, wie bey einem Gastmahle. Es wird Etwas herumgegeben und kömmt an Dich. Strecke die Hand darnach aus, und nimm mit Bescheidenheit davon. Es ist noch nicht an Dich gekommen. Sende deine Begierde nicht in die Ferne darnach aus, sondern erwarte still bis es kömmt. So thue mit allen Dingen, mit Reichthümern, Ehrenämtern, einer Gattin und Kindern — und Du wirst

einst

einst ein würdiger Genosse der unsterblichen Götter seyn."

„Gedenke, daß Du einem Schauspieler gleichst, dem es obliegt, seine Rolle zu spielen, so wie sie der Meister gemacht hat, kurz oder lang, nach seinem eignen Gutdünken, und daß Du sie spielen mußt, wie Er es verlangt. Legt er Dir die Rolle eines Bettlers auf, so spiele auch diese gut; und so den Herrscher, den Bürger oder den Knecht, oder was es sonst sey. Nur dieß hängt von Dir ab, die aufgetragene Rolle gut zu spielen; ihre Wahl und Bestimmung von einem andern."

„Tod, Verbannung und was sonst für schrecklich gilt, müsse Dir immer vor Augen stehn; am meisten aber der Tod. So wirst Du nie etwas Niedriges denken, und nie etwas Irdisches allzu heftig begehren."

„Bey der Gottesfurcht ist das Erste und Vornehmste eine richtige Vorstellung von Gott zu haben; erstlich, daß er ist; dann,

daß er Alles schön, gerecht und weise regiere. Ferner, daß Dir obliege, ihm zu gehorchen, und in Allem, was er verhängt, nachzugeben, und es zu ehren, als Wille und Einrichtung der höchsten Weisheit. Denn auf diese Weise wirst Du Gott nie tadeln, noch über ihn klagen, als ob er Dich verabsäume." —

„Wie wir der Augen des Leibes bedürfen zum Sehen des Sichtbaren, so bedürfen wir auch des Glaubens zum Schauen des Göttlichen. Denn was das Auge dem Leibe ist, das ist der Glaube dem Geist. Oder vielmehr, wie das Aug' des Lichtes bedarf, das ihm das Sichtbare zeigt, so bedarf der Verstand des Glaubens, der ihm das Göttliche zeige."

Wenn ich die Natur und ihren mechanischen Gang für sich allein betrachte, so erscheint sie mir wie jene Königin der Fabel,

webend, um zu weben, ohne Zweck und Ergötzen, und die Nacht über auflösend, was sie am Tage gearbeitet hat. Die Spinne fängt doch wenigstens Etwas in ihrem Gewebe, wovon sie sich nähren kann; aber hier ist ein leeres und nichtiges Treiben, nicht damit die Zeit vergehe, sondern damit eine Zeit werde, die mit Nichtigem angefüllt, sich in Nichtiges auflöst. Da ist ein ewiges und endloses Aufzehren und Wiederkäuen, ein Zerstören und Umwandeln, ein Vernichten und Schaffen, scheinbar immer anders, und doch immer und ewig einerley. Es wird Morgen, damit es Nacht werde, und Nacht, damit es Morgen werde. Der Sommer gebiert den Winter und der Winter den Sommer; und so schlingt sich Jahr an Jahr, und ein Jahrhundert reißt das andre mit sich fort. Alles stürzt am Ende in den unermeßlichen, gährenden Abgrund, und steigt aus der Gährung neu herauf, um wieder verschlungen zu werden. Und so

geht es fort und muß fortgehn bis in die Ewigkeit der Ewigkeiten.

Diese Ansicht der Natur ist so trübe und niederschlagend, daß sie zum Selbstmorde führen könnte, wenn man sich ihr ganz dahin gäbe; aber sie ist auch selbst die Tochter eines trüben Sinns und befangnen Gemüths, das sich an die Erscheinung dahingegeben hat. Die Erscheinung für sich ist düster und umnachtet; jenseits von ihr ist das Reich der Klarheit und des Lichtes, und sein Mittelpunkt — Gott. Dem auf Gott gerichteten Gemüthe zeigt auch die Natur ein heitres Angesicht voll unendlicher Schönheit, dem Abglanze des göttlichen Wesens; und jene gesetzmäßige Wiederkehr derselben Erscheinung verkündigt die Einheit des höchsten Gesetzes, welches die Welt zusammenhält, und seine schönsten Blüthen in dem sittlichen Handeln der Menschen entfaltet. In diesem Sinne ist die Natur schön; ja, man darf sie wohl göttlich nennen, weil

sich das Göttliche in ihr spiegelt, weil sie das unendliche Gewand ist, das von dem Throne des Unendlichen und Unerforschlichen über die Welt fließt, und auch in dem äussersten Rand seines Saumes die Macht und Weisheit des Ewigen zeigt.

Gott ist die Liebe, und nur durch Liebe finden wir Gott.

Große und edle Thaten kommen vom Himmel und führen zu ihm. Nichts kann zu Gott führen, was nicht von Gott ausgeht.

Man mag sagen, was man will, so kann ich nicht umhin, es für Abgötterey zu halten, wenn man die Religion zu einer Magd eigennütziger Triebe macht. Was thut aber der anders, der um Geld und Gut betet; der Gott Opfer verspricht, damit sein Feld und sein Garten gedeihe, und durch Ge-

bräuche, die ein Symbol gottesfürchtiger Gesinnungen seyn sollen, den göttlichen Willen zu fesseln und an unser irdisches Treiben zu knüpfen suchte. Etwas anders ist es, der göttlichen Güte für äußere Güter zu danken; nicht, damit sie uns bleiben, sondern damit sie uns frommen. Aller Gottesdienst, der sich auf etwas anders als auf die Gesinnungen bezieht, der etwas anderes von Gott begehrt, als ein frommes und reines Herz, Kraft im Glück und in Leiden, Mäßigung im Genuß, Standhaftigkeit in guten Vorsätzen, Demuth in der eignen Schätzung, Liebe zu den Menschen, Gerechtigkeit, Milde, Versöhnlichkeit, und was es sonst für christliche Tugenden gibt — jeder Gottesdienst, der etwas Anderes zu erbitten oder zu erkaufen hofft, nährt, statt das Gemüth zu reinigen, den Eigennutz, und entfernt von Gott eben indem er scheinen will ihn zu suchen und sich ihm zu nähern.

Wer denen Gutes thut, von denen er Gutes empfangen hat, der bezahlt seine Schuld; wer aber seinem Feinde verzeiht, der sammelt sich einen Schatz im Himmel.

Ein Araber, dem ein Feind den einzigen Sohn erschlagen hatte, saß mit seinen Freunden am Brunnen in der Wüste, und genoß trauernd sein einfaches Mahl.

Da kam ein Wandrer einsam des Wegs. Hunger und Durst quälte ihn und die Sonne brannte heiß über seinem Haupte.

Da erkannte jener den Feind, der ihm den Sohn erschlagen hatte.

Und rief ihn zu sich und sprach: Wenn Dich durstet, so trinke aus diesem Wasser, und wenn Dich hungert, genieße von meiner Speise.

Und der Wandrer erkannte den, der ihn rief, und daß er sein Feind war, und sein Gebein bebte in ihm. Aber zur Flucht war kein Weg, und er war allein.

Da setzte er sich zu ihm, und aß von

seiner Speise und trank aus seinem Krug; aber seine Furcht war groß.

Und als er gegessen hatte, sagte sein Feind: Sieh, dein Leben ist in meine Hand gelegt. Du erschlugst meinen Sohn und mein Herz ist voll Traurigkeit. Und da Dich meine Augen sahen, ergrimmte ich in meinem Zorn, und wollte das Blut des Erschlagnen rächen.

Aber der Geist Gottes kam über mich und ich erbarmte mich Dein.

Und sieh, ich habe Dich gespeist und getränkt, und es ist Dir kein Leid geschehn. So gelobe mir nun in meine Hand und bey dem lebendigen Gott, daß Du deinen Feinden thun willst, wie ich Dir gethan habe. Die Rache ist süß, aber vergeben ist besser.

Da weinte der Wandrer bitterlich, und seine Thränen benetzten die Hand seines edelmüthigen Feindes. Und er gelobte ihm, wie jener geboten hatte.

Hülfreich und dienstwillig seyn, um eines möglichen Vortheils Willen, ohne Neigung und Wohlwollen, gibt keinen Anspruch auf Dank. Dieß versteht sich von selbst. Aber auch der gehoffte Gewinn bleibt oft aus. Nichts in der Welt ist unsichrer, als die Berechnungen der Klugheit, und wer sein Capital nur in Hoffnung auf künftige Zinsen verleiht, verliert oft die Zinsen und das Capital obendrein. Es ist nicht immer auf das Gedächtniß derer zu rechnen, die unsre Dienste annehmen, und oft ändern sich die Umstände so, daß, wenn der Augenblick kömmt, wo wir den Lohn zu empfangen hoffen, er eben nicht erstattet werden kann. Dem reinen Wohlwollen, so wie der Rechtlichkeit und der Liebe des Guten, die ohne an sich zu denken, das Glück und die Freude Anderer fördert, bleibt die Belohnung nie aus. Denn hier liegt sie nicht in der ungewissen Frucht, sondern in dem Keim; nicht in dem Erfolg, sondern im Gemüth.

Ein König ging einst von seinen Höflingen begleitet, durch das Feld. Hier sahen sie in der Nähe eines Dorfes einen armen Greis, der mit großer Mühe eine Grube machte, um einen Nußbaum darein zu pflanzen. Und die Hofleute spotteten des alten Mannes, der mit seinem Schweiße den Baum tränkte, von dem er keine Früchte erndten würde. Der Greis aber grub emsig fort und achtete ihrer Reden nicht. Da trat auch der König zu ihm hin und fragte nach der Zahl seiner Jahre. Mehr als achtzig, antwortete der Greis. Auch senkt sich mein Haupt zur Erde, und ich könnte eben sowohl mein Grab wühlen, als ich die Grube für diesen Baum gegraben habe. — Du hoffst also nicht die Früchte dieses Baums zu genießen? fragte der König. — Es wäre wohl thörigt von mir, da ich jeden Tag mein Ende erwarte. — Warum machst Du Dir also diese unnütze Mühe? — Dafür halt' ich es nicht, erwiederte der

Greis. Wenn dieser Baum Wurzel schlägt und Blätter treibt, so freu' ich mich seines Gedeihns; und schon jetzt steht er in meinen Gedanken mit fröhlichen Laub, Blüthen und Früchten bedeckt. Ist diese Freude nicht Lohns genug? Und werden nicht einst meine Kinder die Früchte meiner Mühe genießen, und die Kinder meiner Kinder, so wie wir uns der Arbeit unsrer Väter freuen?

Diese verständige Rede gefiel dem Könige, und er lobte den Greis und beschenkte ihn. Die Höflinge aber, die ihn verspottet hatten, gingen beschämt hinweg.

Die Geheimnisse des Christenthums sind so frech verhöhnt worden, daß ein frommes Herz seinen Glauben daran gern in dichte Schleyer verhüllt, um sich ihrer in der Stille der Einsamkeit desto inniger zu freuen.

In meinen lebhaftesten Freuden, wenn ich die Banden meines Körpers kaum noch

fühle, strebe ich umsonst nach Worten, um das zu binden, was grenzenlos in die Unendlichkeit verschwimmt. Indem ich Worte suche, finde ich nur Töne, und selbst die Töne lösen sich dann in meinem Innern in etwas Zarteres und Geistigeres auf, das ich nicht nennen und nicht beschreiben kann.

Wenn ich aus einem schönen Traume der Freundschaft und Liebe erwache, wenn ich mit meinem verstorbenen Vater, mit meiner entfernten Freundin, mit meinem Bruder in wunderbaren und unbeschreiblichen Gefilden voll überirdischen Wohlklanges gewandelt habe, und ich dann nur vor Freude weinen kann; da denk' ich oft, wenn die Welt, die hinter dem Schleyer meiner geschlossenen Augen ersteht und aufblüht, so über allen Ausdruck herrlich ist, was wird jene Welt seyn, von welcher die Erscheinungen des Traumes nur eine leise Erinnerung sind?

Wenn sich das Aug' des Himmels, die Sonne, verbirgt, und die kalte feuchte Nacht sich über die Erde legt, da steigt ein freundlicher Engel hernieder, und hüllt sie in seine schützenden Fittiche. Und wenn die Sonne ihr reines Aug' wieder aufschlägt, sehen wir noch des Engels purpurnen Fittich, und nennen sein Entschwinden Morgenroth. Ehe er aber gänzlich scheidet, gießt er aus cristallenen Schaalen ein erquickendes Naß aus, das, aus den Bächen des Himmels geschöpft, die Erde erquickt, daß die Blumen sich aufrichten und ihre zarten Flügel entfalten, und um ihr duftendes, weiches Haar flüssige Farben zittern.

Wenn ich bisweilen in einer Gesellschaft nichts als Böses von andern höre, und die, welche andre mit Worten zerfleischen, doch nicht besser sind, als jene, so überfällt mich eine Bangigkeit, als wäre ich in einem undurchdringlichen Walde von reißenden Thie-

ren umringt. Ich kehre dann niedergeschlagen auf mein Zimmer zurück, und voll von Bekümmerniß, wie ich mich durch diese Welt retten soll, ohne dem großen Haufen ähnlich zu werden.

Ich ging heute an einem Rosenbusch vorüber, an dem noch eine einzelne Rose hing. Gedankenlos hatte ich meine Hand nach ihr ausgestreckt, und war im Begriff sie zu brechen. Da sah ich sie noch einmal an, und der Anblick der halb aufgeblühten, kindlich bescheidenen Blume, die sich so still an ihrem einsamen Zweige wiegte, ging mir durchs Herz. Ich zog meine Hand wie erschreckt zurück, und es wäre mir jetzt nicht möglich gewesen, das harmlose Daseyn der Einsamen abzukürzen. So ging ich fort, und sah mich nach ihr um, und es war mir, als ob ich weinen müßte; und da ich mich entfernte, knüpften sich ernstere Ge-

danken an die Rose, als ich je von einer Blume erwartet hatte.

Das Schönste, was die Erde gebiert, ist in dem Augenblicke, wo es entsteht, dem Tode geweiht. Aber mögen doch die holden Gestalten zerfallen, die jetzt in der Fülle ihrer Kraft und Schönheit wandeln, und sich mit dem Staube mischen, aus dem sie erstanden sind; die ewige Schönheit, deren Abglanz sie sind, überlebt sie ja doch alle, und diese wohnt in dem Innern eines jeden frommen Gemüthes. Zeit und Zufall zerstört das köstliche Werkzeug, aus dem eine kunstgeübte Hand entzückende Weisen hervorrief: aber die Harmonie des Ewigen, der die Sterne am Himmel ordnete, überlebt das Werkzeug und den Künstler. Es ist ja doch jedes schöne Werk der Natur und Kunst nur eine heilige Pforte, durch die sich der Himmel uns aufthut, um die Strahlen seiner ursprünglichen Schönheit —

wenn auch nur gebrochen und mit irdischen Schatten gemischt — auf die Erde zu senden, und in empfänglichem Herzen eine unauslöschliche Sehnsucht nach dem zu entzünden, was keine Zeit und kein Zufall zerstört.

Das

Das A B C eines frommen und glücklichen Lebens *).

Auf Gott vertrau'! Ist Menschen Hülfe tod,
Gott lebet stets, und rettet aus der Noth.

Bau nicht Dein Haus auf leicht bewegten Sand;
Das Glück zerrinnt; die Tugend hat Bestand.

Christ nennst Du Dich; doch nicht der Nam' allein,
Auch Dein Gemüth und Thun muß christlich seyn.

Du bist umsonst mit Witz und Geist beglückt,
Wenn Demuth nicht die Gaben Gottes schmückt.

Entflieh durch Thätigkeit dem Müssiggang;
Dem Thätigen scheint nie der Tag zu lang.

Fang stets den Tag mit gutem Vorsatz an;
Am Abend frage Dich, was Du gethan.

Gut seyn ist mehr als schön und vornehm seyn;
Kein Purpur hüllt den Greul des Lasters ein.

---

*) Diese Zeilen fand ich an meinem zehnten Geburtstage beym Erwachen auf dem Tische liegen. Sie waren von der Hand meines Vaters geschrieben.

R.

Hegst Du ein fromm Gemüth, so wird Dir leicht,
Was außerdem Dir unerträglich deucht.

In keiner Lust vergiß die Mäßigkeit;
Das Süße wird durch Unmaas Bitterkeit.

Kein Haus gedeiht, aus dem, durch Zorn verscheucht,
Das Schwester-Paar der Lieb' und Eintracht weicht.

Lob klinget süß; doch seys der Wahrheit Preis;
Durch Trug erkauft, zerrinnt es leicht wie Eis.

Mit Dankbarkeit nimm was Dir Gott bescheert;
Ein dankbar Herz ist Gott und Menschen werth.

Nicht Rang und Reichthum, Putz und Tändeleyn,
Das Gute nur muß gute Menschen freun.

Ordnung und Reinlichkeit schmückt mehr als Putz;
Ein reines Herz haßt auch des Leibes Schmutz.

Preis willig fremd Verdienst, und schmolle nicht,
Wenn frey die Welt von Deinen Fehlern spricht.

Quäl' andre Menschen nie zu eignem Scherz;
Der kalte Spott verräth ein kaltes Herz.

Recht bleibt Recht: gesteh, wo Du gefehlt.
Verdoppelt wird ein Fehler, den man hehlt.

Schieb nicht zum Abend auf, was früh zu thun.
Versäumter Pflicht Bewußtseyn läßt nicht ruhn.

Trau Guten nur; sie stehn in Treue fest,
Auch wenn das Glück und alles Dich verläßt.

Unmuth und Ungeduld laß ferne seyn;
Zu jedem Ding gibt froher Muth Gedeihn.

Vernunft und Wille liegen oft im Krieg;
Dich selbst bekämpfen ist der schönste Sieg.

Wo ist ein Edelstein, der heller scheint,
Als Tugend mit Bescheidenheit vereint.

Xantippens Nam' ist Kindern selbst ein Spott;
Verträglichkeit gibt Ruhm vor Welt und Gott.

Zeit dünket nur dem Thoren ohne Werth.
Nutz' auch die Stunde, die Dir Gott bescheert.

* * *

Auch wenn Du ganz allein, sey fromm und gut;
Der Höchste wacht, wenn jedes Auge ruht.

Sprich nie zu viel, und immer mit Bedacht;
Ein thörigt Wort hat Unglück oft gebracht.

Gib andern gern, bist Du schon selbst nicht reich;
Wohlthätigkeit macht Menschen Engeln gleich.

Verdamme nie zu streng des Nächsten That;
Doch mit Dir selbst geh immer streng zu Rath.

Wenn auch die Welt bey Deinen Thaten schweigt,
Im Herzen ist ein Richter, der Dir zeugt.

Gelob' Dir, stets was Gott gebeut zu thun,
So wirst Du sanft im Schoos des Grabes ruhn.

Denkwürdigkeiten
aus dem Leben
der Gräfin
Katharina von Sendoval
von ihr selbst beschrieben.

Les Stoïques disent: Rentrez au-dedans de vous-mêmes; c'est-là où vous trouverez votre repos: et cela n'est pas vrai. Les autres disent: Sortez dehors, et cherchez le bonheur en vous divertissant: et cela n'est pas vrai. Le bonheur n'est ni dans nous, ni hors de nous; il est en Dieu et en nous.

Pensées de Pascal.

Indem ich die Geschichte meiner Jugend beschreibe, erfülle ich zugleich einen Wunsch meiner geliebten Kinder, die das, was sie oft in Bruchstücken von mir gehört haben, im Zusammenhange lesen möchten, und eine Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott, dessen wunderbare Leitung zu meinem Glück ich nie ohne die innigste Rührung überdenken kann.

Mein Lebenslauf hat keine romantischen Verwickelungen; aber Alles, was mir Merkwürdiges begegnet ist, steht mit der Ruhe, die ich in meinem jetzigen Alter fühle, und mit der Zufriedenheit, die ich, bey mannichfaltigen traurigen Ereignissen, eine lange Reihe von Jahren hindurch genossen habe, in einem so innigen Zusammenhange, daß ich schon darum, auch wenn mich keine hö-

here Ueberzeugung leitete, einen Plan in meinem Leben voraussetzen müßte. Nun ist es aber immer bey der Erziehung meiner Kinder mein Bestreben gewesen, den Glauben an eine höhere Lenkung unsrer Schicksale in ihren Seelen zu befestigen, indem ich sie auf die Wege Gottes aufmerksam machte, und sie dadurch zu einer ruhigen Ergebung in den Willen dessen zu führen, der allein weiß, was uns frommt. Auch die Geschichte meiner Jugend kann diesen Glauben in ihnen bekräftigen. Wär' ich in dem Leichtsinn dahingegangen, in welchem ich aufgewachsen bin, hätte Gott nicht durch mannichfaltige Mittel einen andern Sinn in mir geschaffen, und mich die Tröstungen der Religion kennen gelehrt, wie hätt' ich die Leiden meiner spätern Jahre, und die mannichfaltigen Prüfungen ertragen sollen, die mein Leben umringt haben? Ich war kaum von einer langen und tödtlichen Krankheit erstanden, als mir ein geliebter Gemahl in

der Blüthe seiner Jahre durch den Tod entrissen ward. Krieg und Aufruhr beraubten mich eines großen Theils meiner Habe; zwey blühende Söhne blieben in der Schlacht; der dritte suchte ein neues Vaterland jenseits des Meeres auf, und erlag dem Clima des fremden Himmels. Ich sah viele meiner Freunde aus dem Wohlstande in eine drückende Dürftigkeit geworfen; mehrere wurden Opfer des Grams; andre flohen ihr Vaterland; einige starben unter den Händen blutdürstiger Henker eines schmählichen Todes. Ich selbst entging den Verfolgungen, die über mich verhängt waren, nur mit Noth. Doch hat mich Gottes Güte mit meinen geliebten Töchtern erhalten. Mit einigen Trümmern unsrer Habe aus dem Schiffbruch gerettet, seh' ich sie blühend um mich her, Gattinnen edler Männer, Mütter schöner und liebenswürdiger Kinder, die Freude meines Alters und ein Muster weiblicher Tugenden für Alle, die sie kennen.

Ich selbst genieße einer erträglichen Gesundheit, und wenn schon die Erinnerung an geliebte Todten meinen Augen oft Thränen entlockt, so fühle ich doch eine Ruhe und Heiterkeit in mir, die mich die Güter der Gegenwart dankbar genießen, und ohne Furcht in das Land, das jenseit des Grabes liegt, blicken läßt.

Wie ich diese innere Heiterkeit gefunden habe, die mich auch in meinen größten Leiden nie ganz verlassen hat, das soll der Hauptinhalt dieser Geschichte seyn. Ich werde sie auch nur bis zu meiner Verheyrathung fortführen, weil damals schon meine Denkungsart eine bestimmte Richtung genommen hatte, die in meiner spätern Zeit immer nur bestätigt, nie verändert worden ist. Ich habe mich nie gescheut, auch in die Denkungsart andrer Menschen einzugehn, und die Wege zu beobachten, auf denen sie nach Glück und Ruhe strebten, und immer habe ich zu meiner Freude die Wahrheit

und Tüchtigkeit meines eignen Glaubens bewährt gefunden. Eine zahlreiche Classe von Menschen, mit denen ich gelebt habe, meistens aus den höhern Ständen und der großen Welt, betrachtete das Leben wie eine lustige Reise, auf der man eine Menge von Genüssen mit einigen Unbequemlichkeiten erkaufen müsse. Diese Menschen, immer mit Gegenständen des Genusses umgeben, suchten ihr ganzes Leben zu Einem langen Festtage zu machen, und es hatte in der That aus der Ferne das Ansehn, als ob sie vorzugsweise in dem Besitze des Glückes wären. Wenn man es näher betrachtete, sah man bald, daß ihre Freuden, wenn sie auch nicht über den Anstalten selbst verloren gingen, doch höchst ungewiß und trügerisch waren. Verzogene Kinder des Lebens verschmähten sie, was sie eben gewünscht hatten, oder wünschten, was sie nicht erhalten konnten, sich und andre quälend, und oft nur noch in dieser Qual vergnügt. So

füllte sich der Kelch ihrer Lust durch ihre eigne Verschuldung immer mit den Hefen bittern Verdrusses an; Schaaren von Leiden drängten sich unmittelbar an die lustige Bande ihrer Freuden an, und bestreuten ihr Rosenlager mit den Dornen einer unnützen Reue. Denn das Traurigste war, daß diese verweichlichten und überreizten Menschen durch alle Erfahrungen nicht gebessert, sondern meist noch verschlimmert wurden. Statt die Tücke und Ohnmacht ihres Idols zu erkennen, glaubten sie nur die Art des Dienstes verändern zu müssen, und boten immer mehr Scharfsinn zu künstlichen Anstalten auf, bis unter vielen getäuschten Erwartungen und bey erschöpfter Genußfähigkeit, der letzte große Feyertag kam, für den, troß aller Aufforderungen, doch allein keine Anstalten getroffen waren.

Eine andre Classe von Menschen, der ersten im Wesentlichen nah verwandt, trachtet weniger nach ausgesuchtem Genuß, als nach

Entfernung des Anstößigen und Unbequemen. Sie wollen vor allen Dingen Ruhe, und doch verlieren sie die Ruhe eben über dem Streben darnach. Die geringsten Besorgnisse wegen ihrer Gesundheit, eine kleine Beschädigung ihres Eigenthums, eine Verletzung ihrer Ansprüche, und ähnliche Dinge, die ihre Behaglichkeit bedrohen, setzen sie in die größte Bewegung, und lassen ihrem Egoismus keine Zeit zur Theilnahme an irgend etwas, das sie nicht unmittelbar berührt. Diese Menschen können, gegen die ersten gehalten, in einzelnen Momenten weise scheinen, da sie sich vielen Genuß leicht verbieten, und nur selten aus dem engen Kreise weichen, den sie um sich und etwa um einige der Ihrigen gezogen haben. Doch ist leicht zu sehn — was sich auch meist in der Würdelosigkeit ihres Aeußern verräth — daß ihr Gemüth eines festen Mittelpunktes ermangelt, und daß sie den Stürmen, die das alltägliche Leben erschüttern, nichts entgegen-

setzen können. Denn ohne Glauben an Gott und an das Licht seiner unendlichen Liebe, wird ihre Freude durch jede ziehende Wolke des Erdenlebens verdunkelt, und sie müssen die Mittel ihrer Rettung in äußern Dingen, das heißt, Hülfe gegen die Krankheit bey der Krankheit suchen.

Eine dritte Classe, die kleinste von allen, aber die edelste, strebt allerdings nach einem festen Standpunkte, aber sie sucht ihn da, wo er nicht zu finden ist. Sie hat eingesehn, daß das äußere Leben, wie der Dunstkreis, der den Kern der Erde umhüllt, in beständigem Fluthen begriffen, nicht den ewigen Geist beherrschen dürfe; daß das eigenthümliche Gebiet des Geistes die Wahrheit sey, und daß, wer hier festen Fuß fasse, auch einen Stützpunkt gefunden habe, um die Erde mit der ganzen Last ihrer Uebel aufzuwiegen. Sie traten also mit rüstigem Eifer die Reise in jenes Gebiet an, und da viele Wege dahin zu führen versprachen,

forschten sie, oft mit Verzichtleistung auf jeden Genuß, welches der rechte sey. Manche, wenn sie Einen Pfad mit Mühe verfolgt oder selbst gebahnt hatten, überließen sich, oft aus Ermüdung, dem bequemen Wahn, daß sie das Ziel gefunden hätten, wenn auch schon ihre innerste Ueberzeugung nicht zusagte; andre aber, die nach vielen und oft wiederholten Versuchen statt des Lichtes nur Nacht, und statt einer beruhigenden Wahrheit nur Ungewißheit gefunden hatten, schlossen die Rechnung eines mühevollen Lebens mit dem Bekenntniß: Unser Wissen ist eitel Stückwerk! oder mit dem noch schmerzlichern: Wahrheit, du bist nur ein leerer Name!

Mein Umgang mit vielen dieser Männer, die sich Philosophen nannten, und zum Theil in dem Besitze der Wahrheit zu seyn glaubten, ohne darum weiser oder glücklicher zu seyn, zum Theil aber einem traurigen Zweifel an Allem Preis gegeben waren, hat

mich immer mehr in der religiösen Ueberzeugung befestigt, daß der größte Scharfsinn, wenn er sich mit Vermessenheit auf das Forschen nach Wahrheit begibt, in die Syrten des Irrthums geräth; und daß das aufrichtigste Forschen im glücklichsten Fall nicht über das Ziel hinausführt, welches ein frommes und einfältiges Gemüth, gleichsam durch ein Wunder der göttlichen Gnade, in sich selbst entdeckt. Ich glaubte hieraus schließen zu können, was auch die göttliche Lehre bestätigt, daß der Durst nach Wahrheit, welcher in den edelsten Gemüthern glüht, ein Unterpfand unsrer höhern Abkunft, die Eitelkeit des Forschens aber auf dem gewöhnlichen Wege ein eben so sicheres Anzeichen unsrer irdischen Erniedrigung sey. Die Fülle der Wahrheit ist nur in Gott; aber zwischen Gott und uns ist der Vorhang der sinnlichen Welt und unsrer eignen irdischen und gebrechlichen Natur niedergelassen. Diesen zu durchdringen vermag kein menschlicher

licher Blick; wohl aber kann ein Gemüth vor dem andern ahnden, was er verbirgt. Diese Ahndung, von der allein sich der Geist über das Irdische in das Gebiet der Ruhe und Heiterkeit aufschwingt, ist nicht ein Vorrecht des schärfsten Verstandes oder des größten Tiefsinns, sondern des frommen und einfältigen Gemüthes, das treu an dem hängt, was wir aus einer höhern Welt an die Ufer dieses Lebens gerettet haben, ohne sich durch das Getümmel derer irren zu lassen, die das Daseyn jener Ueberbleibsel bestreiten oder verhöhnen.

Diese einfältigen Gemüther, zu denen ich auch gehören möchte, ergeben sich mit frommer Demuth in das, was die Philosophen Unwissenheit nennen, weil sie glauben, daß die Verdunkelung des Geistes durch den unzerreißlichen Schleyer der Sinnenwelt diese Unwissenheit unvermeidlich macht, und daß es vermessen sey, Räthsel lösen zu wollen, welche der Finger Gottes geknüpft hat.

Ihr Durst nach Erkenntniß ist darum nicht minder groß, nur unterfangen sie sich nicht, da schauen zu wollen, wo nur Glaube gilt, und sehnen sich eben darum aus diesem Thale der Erniedrigung hinweg zu dem Throne des Ewigen, wo jeder Schleyer zerreißen, und die ganze Fülle der Wahrheit des Unendlichen offenbar werden wird. Diese Zeit erwarten sie mit demuthvoller Unterwerfung unter den Willen des Ewigen, und streben nur während ihrer Wanderung auf Erden mit aller Kraft, einst eines so überschwenglichen Glückes gewürdigt zu werden. Sie betrachten das Leben als eine Offenbarung Gottes in beschränkten Formen für Menschen faßlich; daher lieben sie es nicht mehr als es verdient, und nicht ohne Scheu, unbedachtsam über dem Abbilde die Wirklichkeit, die Wahrheit zu vergessen über dem Schein. So gehen sie, mit stiller Erwartung ihres Todes, durch das Leben hin; tragen die aufgelegte Last mit Ergebung in

den Willen der ewigen Liebe, und harren der Zeit. Denn da sie wissen, daß jedes Ding eine Zeit der Reife fordert, und das eine früher, das andre später gedeiht, so erwarten sie nicht von dem Winter die Blüthen des Frühlings oder die Früchte des Herbstes, und nicht von dem engen, rings umdunkelten Leben was nur die Ewigkeit geben kann. So sind sie des Lebens froh, so lange es dauert, und ohne Furcht an dem gähnenden Abgrund des Todes.

Ich bin auf dem Lande, in der Nähe von München geboren. Meine Mutter wurde von ihrer Niederkunft überrascht, und starb an den Folgen derselben; ich blieb als ein schwaches Kind unter der Aufsicht einer Amme, die mich drey Jahre lang stillte, und mich alles lehrte, was sie selbst wußte, das heißt, ein Kreuz machen und das Ave beten. Ich faßte diesen Unterricht leicht, und wendete ihn so gut an, daß ich im

ganzen Dorfe den Ruhm eines gar frommen Kindes hatte.

Nach Verlauf dieser Zeit, die mich körperlich sehr gestärkt hatte, erinnerte sich mein Vater wieder an mich, und ließ mich nach München kommen, wo er mir eine Französin zur Erzieherin gab. Auf diese Einrichtung beschränkten sich seine Sorgen um mich. Mein Vater war ein schöner Mann von angenehmen Sitten und gebildetem Geiste, aber verderbt durch die große Welt und die Weiber, die um seinen Besitz wetteiferten. Einen Theil des Jahres brachte er bey dem Regimente zu, dessen Oberster er war, einen andern auf Vergnügungsreisen, in Bädern und auf den Landhäusern seiner Freunde; und auch den Winter über, wo er in die Hauptstadt kam, sah ich ihn bisweilen in ganzen Wochen nicht. Wenn er mir zufällig begegnete, nahm er mich in die Höh, küßte mich, fragte meine Gouvernante nach meinem Befinden, empfahl mich ihrer

Sorgfalt, und dachte dann nicht weiter an mich.

Meine Aufseherin, eine gutmüthige Person, aber überaus leichtsinnig und dem Vergnügen ergeben, benutzte die Freyheit, die man ihr ließ, um auch ihrer Seits von den Freuden der Welt so viel zu genießen, als in ihrer Lage möglich war. Da sie mich außer ihrer Sprache, einigen weiblichen Arbeiten und etwas Catechismus, nichts von Bedeutung lehren konnte, nahm sie sich vor, mich, meinem Stande gemäß, für die große Welt zu bilden, d. h. meinen Kopf mit Modethorheiten anzufüllen, und meinen Körper auf alle Weise herauszuputzen. Promenaden, Schauspiele, Concerte und Gesellschaften, in denen wir Mädchen die Damen spielten, füllten den größten Theil unsrer Zeit aus, und wenn wir zufällig einen Abend allein und zu Hause bleiben mußten, vertrieben wir uns die Zeit durch Gähnen bey einem französischen Romane.

So hatte ich mein eilftes Jahr erreicht, als sich mein Vater zum zweiten Male verheirathete. Meine neue Mutter war nicht mehr in der ersten Blüthe der Jahre, aber schön genug, um einem Manne zu gefallen, obgleich von kalter Natur, und durch Lectüre und Umgang fast mehr als weiblich gebildet. Ich habe Ursache zu vermuthen, daß mein Vater sie weniger aus Liebe als aus Eitelkeit heirathete; wenigstens kehrte er gleich nach den ersten Monaten zu seiner vorigen Lebensart zurück, und überließ dafür seiner Frau die Einrichtung und Verwaltung des Hauses ohne Einschränkung. Ich muß von ihr rühmen, daß sie mich nie das Verhältniß einer Stiefmutter hat fühlen lassen; vielmehr bewies sie mir alle Liebe, deren sie nur fähig war. Da sie meinen Unterricht ziemlich vernachlässigt fand, so nahm sie sich meiner eifrig an; unterrichtete mich in einigem selbst, in andern gab sie mir taugliche Lehrer, und da sie selbst Alles lei-

tete, und es mir nicht an Fähigkeit zu lernen fehlte, so holte ich bald das Versäumte nach. Meine Mutter war sehr zufrieden mit mir, und ich erkannte ihre Vorsorge mit desto größerem Dank, je mehr die Lobsprüche, die ich meiner Kenntnisse wegen von Fremden ernteten, meiner Eitelkeit schmeichelten.

Während mein Vater in den glänzenden Cirkeln der Hauptstadt nach Vergnügen jagte, und in seinem eignen Hause fast wie ein Fremdling lebte, versammelte meine Mutter, welche die gewöhnlichen Gesellschaften verachtete, eine kleine Anzahl gebildeter Männer um sich, die ihr die Zeit mit Gespräch und Lectüre vertreiben mußten. Ich gestehe, daß diese Gesellschaften, an denen mich meine Mutter Antheil nehmen ließ, mir meistentheils große Langeweile machten, und daß die Befriedigung, die meine Eitelkeit dadurch erhielt, nicht immer hinreichte, um die Sehnsucht nach der alten lustigeren Lebensart zu verbannen, die ich unter der Leitung meiner

Französin geführt hatte. Die gewöhnlichen Gesellschafter meiner Mutter, insgesammt Franzosen oder in der französischen Schule gebildet, suchten ihren größten Ruhm darin, von dem Lande, in dem sie lebten, keine Kenntniß zu nehmen, und die Denkungsart der Nation, deren Sprache sie redeten, als den alleingültigen Canon alles Denkens aufzustellen. Die Herrlichkeit der französischen Literatur, die Vollkommenheit der französischen Sprache, die Ueberlegenheit der französischen Nation in allen Gegenständen der Bildung, das war der unerschöpfliche Stoff ihrer Unterhaltung, und ob sie gleich Alle darin, wie in einem Glaubensartikel, übereinstimmten, so kamen sie doch immer wieder darauf zurück. Die höchste Schmeicheley, mit welcher sie meine Mutter ehrten, war, daß sie vollkommen die tournure einer Französin habe, und daß man schwören solle, sie sey in dem Mittelpunkte der Hauptstadt in der besten Gesellschaft aufgewachsen. Meine Mutter hörte dieß

mit großem Vergnügen, und um sich des Beyfalls dieser Herren vollkommen würdig zu machen, warf sie sich unbedingt in ihre Grundsätze und Denkungsart. Alle diese Herren waren entschiedene Anhänger einer anti-christlichen Schule, die sich damals in Frankreich bildete, und von Frankreich aus die Höfe Europas überzog, und sprachen mit großer Salbung bald mehr in dem Geiste Voltärs, bald mehr als Jünger Diderot's und Dalemberts; immer aber mit entschiedner Verachtung gegen das Christenthum, das sie auf eine höchst fanatische Weise des Fanatismus beschuldigten. Die Einfälle, in die sie sich bey solchen Veranlassungen ergossen, ergötzten mich bisweilen, und es kam mir ungemein pikant vor, daß selbst die geistlichen Herren, die zu diesem Cirkel gehörten, das Christenthum so wenig als die geistliche Würde schonten, und die Kirche, zu der sie gehörten, wie ein altes faselndes Weib verhöhnten. Doch dieses war keines-

wegs ihre größte Inconsequenz. Einige von ihnen, die sich bis zum Materialismus erhoben hatten, erklärten das Daseyn Gottes für eine Fabel, um Kinder damit fürchtend zu machen, und den Glauben an die Fortdauer nach dem Tode für ein leeres Gespenst. Gleichwohl verschmähten sie es keineswegs, sich an die Thronen der Großen zu drängen; so wie sie um jede Auszeichnung und um die Ausdehnung ihres Ruhms eifrig buhlten. Auch von den Anmaaßungen der Tugend sprachen einige unter ihnen sehr abschätzig, indem sie in ihr, nach den Grundsätzen ihrer größten Philosophen, nur ein Werk der Eigenliebe und des feingesponnenen Eigennutzes finden wollten. Gleichwohl erhoben sie den Schein der Tugend, guten Anstand, Zuvorkommniß und andre Gaben der Weltleute, die das gesellschaftliche Leben erheitern, mit den übertriebensten Lobsprüchen. Sie gestanden also zu, daß die Nichtigkeit des höfischen Lebens

nicht ohne mannichfaltige Opfer bestehen könne, und rühmten die, welche solche Opfer, um bedeutender Zwecke willen, am häufigsten und leichtesten brachten; daß aber in dem großen Verkehr des Lebens, und in weit bedeutendern Verhältnissen eben dasselbe, nur auf eine weit höhere und würdigere Weise geschehe, das schien ihnen für die menschliche Natur zu viel zu seyn.

Diese Bemerkungen machte ich damals noch nicht. Ich hörte Alles an, als ob es so ganz natürlich wäre, und da bisher meine ganze Religion bloß in der nachlässigen Beobachtung einiger äußern Gebräuche bestanden hatte, und meine Mutter, vor deren Verstand ich große Ehrfurcht hegte, auch diese verachtete, so ergab ich mich ohne das geringste Bedenken dem Unglauben, der mir unendlich geistreicher und gründlicher erschien, als das, was man mich unter dem Namen Religion gelehrt hatte. Indeß dachte ich damals wenig über diese Dinge nach, und

erst später, als ich bey meinem Aufenthalte in Paris dieselben Gegenstände wiederum verhandeln hörte, und die Erinnerungen einer frühern Zeit in mir erweckt wurden, stellte ich die Betrachtungen an, welche ich hier vorweggenommen habe.

So waren einige Jahre verflossen, als mein Vater an den Folgen eines Sturzes vom Pferde plötzlich starb. Der Tod eines Mannes, den ich so wenig gekannt hatte, verursachte mir keinen großen Schmerz, und auch meine Mutter ertrug seinen Verlust mit einer fast mehr als philosophischen Ruhe. In unsrer Lebensart wurde hierdurch wenig geändert. Indeß beschloß meine Mutter nach der ersten Trauerzeit ihre jetzige Unabhängigkeit zu benutzen, und sich in der Hauptstadt Frankreichs niederzulassen. Ich freute mich außerordentlich auf diese Veränderung, von der ich mir Wunder welche Freuden versprach, und meine Mutter ward von der Hoffnung, künftig unmittelbar aus

den Quellen der Weisheit und des Geschmackes zu schöpfen, neu belebt. Alle unsre Anstalten waren gemacht; ein Hotel in Paris gemiethet; der Tag der Abreise festgesetzt, als meine Mutter beym Abschiednehmen in ein Haus kam, das mit den Pocken angesteckt war. Ein mit dieser Krankheit behaftetes Kind kömmt ihr zufällig auf den Armen seiner Wärterin entgegen; sie entsetzt sich, kömmt krank nach Hause, und am andern Morgen bricht das Fieber aus. Die heftige Unruhe, in die dieser Zufall sie setzte, vermehrte das Uebel; der Ausschlag, der sich zu zeigen anfing, trat zurück, und in wenigen Tagen war sie nicht mehr. Mein Schmerz war sehr groß, und ich vergoß aufrichtige Thränen über den Verlust einer Wohlthäterin, die mich wie ihr eigenes Kind behandelt, und mir alles Gute erwiesen hatte, das in ihren Kräften stand.

Ich war jetzt in meinem vierzehnten Jahre, vater- und mutterlos, mit einem

anſehnlichen Vermögen, der Vorſorge frem-
der Menſchen anheimgefallen. Mein Vor-
mund nahm mich in ſein Haus, bis er ein
ſchickliches Unterkommen für mich gefunden
hätte, und ich brachte hier einige Monate
zu, die ich zu den traurigſten meiner Kind-
heit rechne. Die ganze Einrichtung des
Hauſes, in welchem bey einem äußern An-
ſtrich von Pracht, eine faſt unerträgliche
Kargheit herrſchte; die eintönige Lebensart,
die ſich Woche für Woche ängſtlich wieder-
holte, und der beſchränkte Geiſt der Frau,
mit welcher ich einen großen Theil meiner
Zeit zubringen mußte, alles das machte ei-
nen höchſt auffallenden und höchſt unange-
nehmen Contraſt mit dem, was ich in mei-
nem väterlichen Hauſe gewohnt geweſen war.
Mein Vormund, ein heftiger Mann, war
mit ſeiner nicht ſanften Frau in einen ewi-
gen Krieg verwickelt, der oft in meiner Ge-
genwart, und meiſt bey Tiſch' auf eine höchſt
widrige Weiſe ausbrach und das ſparſame

Mahl verbitterte. Es konnte sonderbar scheinen, daß diese Leute, die in ihrer ganzen Denkungsart, so wie in ihrer hagern, langen, zugespitzten Gestalt eine auffallende Aehnlichkeit hatten, doch fast nie Eines Sinnes waren; doch habe ich dieselbe Erscheinung sehr oft wahrgenommen, wo die Aehnlichkeit in schlimmen Eigenschaften bestand, in denen, zufolge ihres ganzen Wesens, eine unruhige Reizbarkeit und Hang zum Widerstand eingeschlossen liegt. Mein Vormund lag den größten Theil des Tages seinen Geschäften ob; die Abende brachte er regelmäßig in einer geschloßnen Gesellschaft zu, wo er sich die Zeit mit einem kleinen Spiele vertrieb; während seine Frau eben so regelmäßig mit einem Canonicus, einem pensionirten Obersten, und einer oder zwey hochgeschminkten Damen eine Spielpartie in ihrem Hause machte. Hier war Alles so eintönig, so wiederkehrend, selbst die Zwischenreden und Scherze, daß jeder Tag ein treues

Bild des andern schien, nur daß, wie bey einem schlechten Kupferstiche, der nächste Abdruck immer der elendere war. Es hat mir oft geschienen, als ob die Gewohnheit des täglichen Spiels, zumal mit denselben Menschen, für den Geist eine der verderblichsten sey, und daß selbst geistreiche Personen durch diese bequeme mechanische Beschäftigung allmählig die Neigung, und bald auch die Fähigkeit zu einer würdigen Unterhaltung verlieren.

Ich sehnte mich unendlich aus dieser Einförmigkeit hinweg, und der Beschluß, der mir zu jeder andern Zeit zuwider gewesen wäre, mich in eine Kloster-Pension nach Salzburg zu bringen, war mir jetzt, wo ich nur Befreyung aus dem nächsten Uebel wünschte, ganz angenehm. Welche Rücksichten meinen Vormund gerade auf diesen Entschluß gebracht, ist mir unbekannt; religiöse gewiß nicht; denn die Religion war bis auf das Allerunvermeidlichste aus seinem

Hause

Hause verbannt. Aber die Kostschule der Ursulinerinnen stand damals in Ruf, und mehrere Familien hatten ihre Töchter dahingegeben. Dieser Umstand mochte auch meinen Vormund bestimmt haben; und da ihn gerade Geschäfte nach Salzburg führten, übergab er mich selbst der Priorin, von der ich auf eine liebevolle und mütterliche Weise aufgenommen ward.

Die Ursulinerinnen hielten damals eine große Schule, die von Kindern aller Stände besucht wurde, und eines nicht unverdienten Ruhmes genoß; wir Kostfräulein hatten noch besondern Unterricht. An Eifer fehlte es meinen guten Lehrerinnen nicht; aber nach dem, was ich von meiner Stiefmutter gelernt, und in ihren Abendcirkeln gelegentlich aufgefaßt hatte, erschien mir ihr Unterricht langweilig und nicht selten lächerlich. Ich war über meine Jahre klug, und was noch schlimmer war, ich hatte eine Verachtung und ein Vorurtheil gegen die guten Kloster-

frauen mitgebracht, das auch die besten Lehren hätte vereiteln können. Die religiösen Uebungen kamen jetzt etwas fleißiger vor, als in meinem vorigen Leben; aber da mir die Religion überhaupt nur immer wie eine Art von Höflichkeitspflicht erschienen war, und ich bey meiner Mutter sehr oft gehört hatte, daß man sich bey diesen an sich gleichgültigen Dingen nach den Umständen richten müsse, weil es unanständig sey, hierüber zu streiten, und unklug, den Meinungen andrer zu trotzen; so wurde mir jetzt diese Heucheley nicht sehr schwer. Ich ging also etwas öftrer in die Messe, ließ meinen Rosenkranz etwas öftrer durch die Finger laufen, und beichtete öftrer; übrigens blieben meine Gesinnungen immer dieselbigen, und meine Gedanken waren mit ganz andern Dingen beschäftigt, als mit denen, welche ich zu thun schien. Auch kann ich mich nicht entsinnen, daß mir diese Stimmung meines Gemüthes je die min-

desten Sorgen gemacht hätte. Die meisten meines Alters, die doch von meinem philosophischen Unglauben weit entfernt waren, machten es nicht besser als ich, und wir gestanden uns oft mit Lachen die tollen Gedanken, mit denen wir uns die Zeit in der Kirche vertrieben hatten. Der einzige Unterschied war, daß die Frömmern unter uns ihre Ruchlosigkeit mit Pönitenzen büßten, bey denen sie sie von neuem begingen; ich aber keine Reue über Sünden vorgab, die ich ohne Absicht beging, und ohne Bedenken vergaß.

Was meinen Aufenthalt in dieser Pension sehr erheiterte, und mir etwas mehr Freyheit verschaffte, als die andern Kostgängerinnen genossen, war eine Verbindung mit der Nichte meiner verstorbnen Mutter, die eine große Neigung für mich faßte, und mich öfters besuchte. Mit einem nahen Verwandten des Fürstbischofs verheirathet, genoß sie im Kloster ein großes Ansehn,

und ich hatte nicht nur Erlaubniß sie zu besuchen, wenn sie in der Stadt war, sondern auch bisweilen einige Tage mit ihr auf dem Lande zuzubringen. Sie liebte die Natur, und die herrlichen Umgebungen von Salzburg, so wie das ganze romantische Land, boten dieser Liebe reichliche Nahrung dar. Ich will hier eines Vorfalls erwähnen, der uns bey einem unsrer Spaziergänge begegnete, und mir eine Veranlassung gab, über die Macht religiöser Ideen nachzudenken, ohne daß ich doch damals von dieser Veranlassung den rechten Gebrauch machte. Wir hatten einstmals an einem heitern Herbstmorgen einen der höchsten Berge in der Nähe der Stadt bestiegen, um uns der Aussicht zu freuen, die eine weite, fruchtbare Ebne mit den unermeßlichen Reihen schroffer Alpen vereint. Während wir hier saßen, in der Herrlichkeit der Natur verloren, sahen wir einen alten Mann an der steilsten Seite des Berges emporklim-

men, von einem zwölfjährigen Mädchen begleitet, das sich von Zeit zu Zeit niedersetzte, um auszuruhn, während der alte Mann langsam und rastlos aufwärts stieg. Als er die Höhe erreicht hatte, kniete er, ohne rechts oder links umzuschauen, vor einem Kreuze nieder, das an der äußersten Kante des Berges hoch in die Lüfte ragt, und betete lange Zeit in sich versunken mit großer Andacht. Das Mädchen kniete neben ihm. Als er geendigt hatte, kehrte er um, wie er gekommen war, mit blassem und gesenktem Angesicht; aber er war kaum einige Schritt gegangen, als er ohnmächtig zu Boden sank. Wir eilten ihm beyzustehn, und boten ihm etwas von unsern Lebensmitteln zur Stärkung an; aber er schlug Alles standhaft aus. Und da wir dennoch nicht aufhörten in ihn zu dringen, und nach der Ursache seines Weigerns forschten, sagte er uns: Er sey ein Landmann aus einem benachbarten Dorfe, Besitzer eines hübschen Vermö-

gens und einer zahlreichen Familie; aber alle seine Kinder wären vor ihm gestorben, außer seiner jüngsten Tochter. Diese habe er an einen braven und schönen Mann verheirathet, welcher Handel getrieben; und vor einigen Jahren sey dieser auf einer seiner Wanderungen in dem Gebirge von Räubern angefallen und erschlagen worden. Da habe sein armes Weib in ihrer großen Traurigkeit ein Kind geboren, und dieses sey ihr einziger und letzter Trost und auch der seinige; und nun sey dieses Kind krank auf den Tod. Alle Mittel seyn umsonst angewendet worden; die Mutter verzweifle, und das Kind habe selbst gesagt, daß es heute sterben werde. Da habe er sich nun, in seinem Jammer, Gott gelobt, zu diesem Kreuze zu wallfahrten, ohne Speis und Trank, und für das Kind zu beten; und das Gelübde wolle er vollends erfüllen. Vielleicht, setzte er hinzu, ist uns Gott gnädig, und hat Mitleiden mit dem armen Weibe. Denn was

mich alten Mann betrifft, so kann ich mich schon eher trösten, da ich nur noch wenige Tage zu leben habe. — Nach dieser Erklärung drangen wir nicht weiter in ihn. Nur das Mädchen, das ihn begleitete, nahm etwas zur Stärkung an, und versprach uns von dem Erfolge Nachricht zu bringen. So verließen sie uns, und unsre Blicke begleiteten noch lange den Greis, welcher mühsam die steile Höhe hinabklimmte, bis er endlich unsern Augen ganz verschwand. Am folgenden Tage hörten wir den Verlauf der Geschichte. Entkräftet, zitternd und blaß war der alte Mann in sein Haus zurückgekommen. Das Kind lebte noch, an seinem Lager kniete die Mutter und betete. Als er hinzutrat, kehrte das Kind die brechenden Augen matt nach ihm hin, faltete die kleinen Hände und sagte lächelnd: Aeti, die Engel rufen dich und mich! — Dann verschied es. Zugleich sank auch der alte Mann in die Knie; die Nacht des Todes bedeckte

seine Augen, und er öffnete sie dem Lichte nicht mehr. Die Mutter saß thränenlos da, und betete über beyde Todten. Dann nahm sie das schlummernde Kind mit beyden Händen aus seinem Lager auf, hob es zum Himmel und sagte: Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen; der Name des Herrn sey gelobt! Und nun ging sie, ihre Nachbarn zu rufen und die Leichen zuzuschicken.

Diese Begebenheit, von der ich zum Theil Zeuge gewesen war, rührte mich mehr, als daß die Betrachtungen, die ich darüber anstellte, eine dauernde und tiefe Wirkung bey mir gehabt hätten. Im Ganzen blieb ich bey meinem vorigen Sinn. Es kam mir noch immer vor, als sey die Religion eine Sache der niedern Stände, und zwar nützlich für das Volk, aber von gebildeten und unterrichteten Menschen recht gut zu entbehren. Dieser Gedanke war mir damals wohl zu verzeihen. Was ich von der Religion

kannte, war nur die äußere Hülle derselben; ihr Inneres war mir nie gezeigt worden; und von ihren Tröstungen hatte ich nie eine Erfahrung gemacht. Vielmehr empörte sie meinen Stolz in vielen Stücken; in andern beleidigte sie meinen Geschmack; in noch andern schien sie mir das Widerspiel der gesunden Vernunft. Alles das war der Wiederhall der Lehren, die ich in dem Hause meiner Mutter eingesogen hatte, und das Resultat meiner eignen beschränkten Erfahrungen.

So hatte ich mein sechzehntes Jahr erreicht, ohne daß ein lebendiger Gedanke an mich selbst und an mein Verhältniß zu dem höchsten Wesen in meiner Seele aufgekeimt wäre. Die mechanischen Uebungen der Religion gingen ganz ohne Wirkung an mir vorüber, und der einzige Gedanke, dessen ich mir dabey recht lebhaft bewußt war, war der Wunsch, recht bald durch eine Veränderung meiner Lage von diesen lästigen Pflich-

ten befreyt zu seyn. Da ich ein unabhängiges Vermögen besaß, von guter Familie und nicht häßlich war, so konnte ich einer baldigen Erfüllung dieses Wunsches entgegensehn. Wer mein Befreyer wäre, schien mir damals ganz gleichgültig; ich hatte nur den Gedanken der Befreyung vor Augen. In die Welt einzutreten, ihre Freuden zu genießen, eine Figur darin zu machen, und in einem Hause nach Gutdünken zu schalten, das war Alles, woran ich dachte; und meine Phantasie schmückte diese Gedanken so reichlich aus, daß mir die Nacht, in der mein funfzehntes Jahr zu Ende ging, unter den mannichfaltigsten und ergötzlichsten Träumen schlaflos verstrich.

Aber wie eitel sind doch die Gedanken der Menschen und wie wunderbar die Fügungen Gottes? Dieses Jahr, das ich mit so weltlichen Planen angetreten hatte, wurde auf eine ganz andre Weise beschlossen, als ich damals wähnte, und statt mich in die

Zaubergärten der großen Welt einzuführen, in denen ich bey meiner damaligen Stimmung wahrscheinlich verloren gewesen wäre, führte es mich zu mir selbst zurück. Das, was diese Veränderung in mir bewirkte, und meinen weltlichen Sinn zuerst erschütterte, war scheinbar eine Kleinigkeit. Aber was ist Kleinigkeit in den Augen des Ewigen? Er, vor dessen Augen die unendliche Verkettung der Dinge aufgedeckt liegt, knüpft oft an die schwächsten Fäden die größten Erfolge.

Unter den Gegenständen, in denen wir unterrichtet wurden, nahm die Musik eine vorzügliche Stelle ein. Ich hatte nie ein großes Vergnügen an dieser Kunst gefunden, und die Art, wie man sie damals bey uns trieb, war nicht sehr geeignet, ihr Eingang zu schaffen. Unsre Lehrmeisterin, welche einige Kenntnisse von der Theorie der Musik besaß, und sich viel darauf zu Gute that, quälte uns auf eine unverzeihliche

Weise mit ihrer Gelehrsamkeit, so daß ihre Schülerinnen kaum die ersten Anfangsgründe begriffen hatten, als sie schon Anstalten machte, sie in die Geheimnisse des Contrapunktes einzuführen. Dabey war ihr Geschmack so schlecht, als ihr Vortrag schleppend, und mit einer unendlichen Menge steifer Verzierungen überladen, die sie als das Höchste der Kunst allen ihren Schülerinnen aufdrang. Diese geistlose und kindische Musik fand indeß große Bewunderer, und die Schwester Seraphine galt weit und breit für die größte Virtuosin und eine unübertreffliche Lehrerin. Auch wir nahmen es auf Treu und Glauben an, und machten diese eiteln Künste so gut oder so schlecht nach, als wir konnten, ohne zu ahnden, daß es eine ganz andre Musik gebe, als dieses schale Geklimper.

In der Zeit, von welcher ich spreche, gewöhnte sich ein junger Edelmann, den ich Montalto nennen will, in das Kloster, ein

naher Verwandter unsrer Domina, der das Zutrauen, das seine Tante in ihn setzte, durch seine Tugenden und eine höchst musterhafte und liebenswürdige Bescheidenheit vollkommen zu rechtfertigen schien. Er war seit kurzem von Reisen zurückgekommen, und da er seine Tante fast täglich besuchte, wurde er auch bald mit den Kostfräulein bekannt. Seine Besuche waren, wie die Folge zeigte, nicht ganz uneigennützig. Er liebte eines der Fräulein, und knüpfte mit ihr ein Verhältniß so geheimnißvoll an, daß niemand das Mindeste ahndete, bis sie eines Tages, zum Schrecken aller Klosterfrauen, zusammen entflohn. Doch dieses geschah erst, nachdem ich das Kloster verlassen hatte.

Montalto, aus einer alten, aber herabgekommenen Familie, besaß alle Talente, die seinem Stande angemessen waren; vorzüglich aber war er ein trefflicher Clavierspieler. Er setzte sich oft an den Flügel, und vertrieb uns die Zeit mit den schönsten Com-

positionen italienischer Meister, die er in einem großen Geschmack, mit eben so viel Genauigkeit als Einfalt vortrug. Unsrer Lehrerin zwar war diese Art der Musik ein Gräul, und sie mußte zu ihrem Verdrusse sehn, daß mehrere ihrer Schülerinnen, und gerade die, auf welche sie am stolzesten gewesen war, sich alle Mühe gaben, ihre Manier gegen Montalto's Vortrag umzutauschen. Ich hatte nie zu der Zahl ihrer Auserwählten gehört, und so achtete sie auch nicht sonderlich auf die Veränderung, die sich damals mit mir ereignete. Da ich einen ganz angenehmen Discant sang, L.. ginie aber, die geheime Liebe Montalto's, den schönsten Alt, so vereinigte er uns oft zu einem zweystimmigen Gesang, dem er wohl auch selbst seine sanfte und geschmeidige Baßstimme, wie den helleren Farben einen tieferen Schatten, zugesellte. Bey diesen Gesängen fühlte ich zuerst die Macht der Musik. Ich bemerkte, daß dieselben Worte,

die ich früher ohne Theilnahme gehört oder gelesen hatte, jetzt, als ob sie eine andre Bedeutung bekommen hätten, mein Inneres wunderbar bewegten, und, mit den Tönen vermählt, meiner Seele eine überschwengliche Fülle tiefen und reichen Sinnes zuführten. Aber auch die wortlose Musik ward mir jetzt werth, und es war bald keine Beschäftigung, die ich mit größerem Eifer und Liebe getrieben hätte. Montalto verschaffte mir, was ich wünschte, und indem er mein Studium leitete, hatte er die Freude, mit meiner Geschicklichkeit auch meine Begeisterung für diese göttliche Kunst immer mehr steigen zu sehn.

Durch dieses Studium, das mich jetzt fast ausschließend beschäftigte, war meine Sehnsucht nach der Welt um ein Großes vermindert worden. Denn es war nicht die Kunstfertigkeit, an der ich hing, oder die eitle Hoffnung, auch mit diesem Talente einiges Aufsehn zu machen; sondern etwas

ganz anderes, das ich nicht zu beschreiben im Stande bin. Mein ganzes Innere schien sich umzugestalten, oder vielmehr, es schienen sich in meinem Innern Organe zu öffnen, die es mit einer andern, vormals mir unbekannten Welt in Verbindung setzten. Ich hatte früher auch zu hören gewähnt, aber jetzt schien es mir, als ob Alles nur in todten Worten und nichtssagenden Tönen an mein äußeres Ohr angeschlagen hätte, ohne zu der innern Werkstätte des Geistes vorzudringen. Da die meiste Musik, mit der mich Montalto versah, von einem ernsthaften Charakter war, wie er überhaupt das Große und Feyerliche mehr, als das Fröhliche liebte, und ich mich Tag und Nacht damit beschäftigte, so wurde eine ernste Stimmung herrschend in mir. Immer mehr und mehr zog ich mich zurück in mich selbst, und richtete meine Gedanken fast ausschließend auf die Welt, die sich in meinem Innern, wie aus einer tiefen Nacht, immer

immer heller und farbenreicher erhob, und Alles, was ich je gesehen hatte, oder zu sehen hoffen konnte, weit hinter sich ließ. In die stille Beschauung und Ausbildung dieser poetischen Zauberwelt verloren, und fast gleichgültig gegen Alles, was mich vormals gereizt hatte, sog ich mich mit unzähligen Fühlfäden an die Erscheinungen an, die mir in dem Aether der Töne entgegenschwammen. Meine vormalige Munterkeit schien sich verloren zu haben; ich war schweigsamer geworden und schien traurig, weil ich in meinem Innern selig war. Meine Aufseherinnen, denen meine Veränderung nicht unbemerkt blieb, wußten nicht, wo sie die Ursache davon auffinden sollten, und, wenn sie bey mir selbst darüber forschten, griffen sie die Sache so ungeschickt an, daß, hätte ich ihnen auch Rechenschaft geben können, mir schon der gemeine Sinn, mit dem sie forschten, den Mund auf immer würde verschlossen haben. Da sie mir nun nichts ent-

locken konnten, kamen sie auf die Vermuthung einer geheimen Liebe, und natürlich zunächst gegen Montalto, mit dem mich die Musik so häufig in Verkehr brachte, und der mich, vielleicht um seine wahre Leidenschaft besser zu verbergen, mit ausgezeichneter Achtung behandelte.

Diese Vermuthung, der es keineswegs an Wahrscheinlichkeit gebrach, und die man unvorsichtig genug war, gegen mich selbst zu äußern, setzte die armen Nonnen in große Bewegung, und zog eine Menge von Versuchen nach sich, die, wenn der geringste Funke von Liebe in meinem Herzen gewesen wäre, ihn leicht zur Flamme hätten anfachen können. Da sich aber aus allen diesen Versuchungen und Prüfungen gar nichts ergab, so fingen sie an zu muthmaßen, das, was mich schwermüthig mache, sey überhaupt die unbestimmte Sehnsucht nach einer Versorgung, wie man es nennt, oder nach der Welt, eine Sehnsucht, die ich früher

nach meiner offenherzigen Weise ganz unverholen zur Schau getragen hatte.

Diese neue Entdeckung wurde meinem Vormunde mitgetheilt. Man schrieb ihm, es sey Zeit auf eine Versorgung für mich zu denken, und mich in die Welt einzuführen, nach der ich ein großes Verlangen zu haben schiene. Diese Erinnerung kam meinem Vormunde zur rechten Zeit. Er hatte die Bekanntschaft eines reichen italienischen Grafen gemacht, welcher sich in Deutschland ankaufen wollte, und eine anständige Besitzung in einer angenehmen Gegend suchte. Eines der Güter meines seligen Vaters in einer romantischen Lage ohnweit der Donau hatte ihm vorzüglich gefallen; er hatte Versuche gemacht, es an sich zu bringen, und war dadurch mit meinem Vormunde in Verbindung gekommen. Das Gut konnte nicht veräußert werden, aber der Gedanke lag nah, es mit meiner Person zugleich abzutreten. Zwar war der Graf nicht mehr

jung, aber wohlgebildet, sehr reich, mit den edelsten Häusern der Lombardey verwandt, und ein vollendeter Weltmann. Diese Partie konnte also in jeder Rücksicht vortheilhaft scheinen, und der Graf zeigte sich dem Antrage geneigt, wenn ihm meine Person nicht misfiele. Mein Vormund theilte also der Domina seinen Plan im strengsten Vertrauen mit; diese entdeckte ihn in eben so strengem Vertrauen einigen Andern, und bald wußten alle Klosterfrauen und ich selbst, daß ich dem Ziele meiner Wünsche ganz nah sey. Diese Entdeckung, die mich früher mit einer ausschweifenden Freude erfüllt haben würde, machte jetzt nur einen schwachen Eindruck auf mich. Der Glanz der Welt zog mich jetzt weniger an; ich hatte andre Freuden kennen lernen; und ich mußte fürchten, daß eine Veränderung meiner Verhältnisse mich auf eine unangenehme Weise in meinen poetischen Träumen stören möchte. So erwartete ich die weitere Enthüllung des

halbentschleyerten Geheimnisses mit einer Ruhe, ja mit einer Gleichgültigkeit, die meine guten Klosterfrauen von neuem in ihren Vermuthungen irre machte.

Eines Tages im Anfange des Sommers machte der Graf einen Besuch in dem Kloster, vorgeblich, um sich nach einem Kostfräulein aus Mailand zu erkundigen, mit deren Aeltern er in freundschaftlichen Verbindungen stand. Ich kam eben von dem Morgengebet aus dem kleinen Chor der Kirche zurück, wo ich mit etwas mehr Andacht als gewöhnlich gebetet hatte, denn meine poetische Stimmung fing an einigen Einfluß auf meine religiösen Gefühle zu haben — als ich beym Eintritt in den Saal einen Fremden erblickte, dessen Aeußeres Achtung gebot. Ich ward ihm vorgestellt mit dem Zusatze, daß ich italienisch spräche. Der Fremde redete mich in seiner Muttersprache an, und wußte bald ein interessantes Gespräch anzuknüpfen, in welchem die Musik eine Haupt-

rolle spielte. Die Domina, bemüht alle meine Talente in das beste Licht zu stellen, hatte ihm gesagt, daß auch ich die Musik außerordentlich liebe, und selbst die gute Schwester Seraphine schien jetzt stolz darauf, eine der italienischen Musik kundige Schülerin aufzuweisen. Da der Fremde sah, daß ich mit den besten Meistern seines Vaterlandes bekannt war, und ihre Vorzüge einigermaßen zu schätzen verstand, zog er mich auf eine verbindliche Weise an den Flügel, und veranlaßte mich, ich weiß nicht wie, einiges zu spielen, worauf die Rede gefallen war. Ein Stück zog das andre nach sich. Virginia wurde aufgefordert zu singen, und da sich auch Montalto einfand und Antheil nahm, so hatten wir bald ein Conzert, das dem Fremden unendliches Vergnügen zu machen schien.

So verstrichen einige Stunden auf eine recht angenehme Weise. Der Fremde entfernte sich mit der Bitte, seinen Besuch öf-

trer wiederholen zu dürfen, worauf die Domina mit einem Blicke antwortete, der ihm zu erkennen gab, daß ihr die eigentliche Absicht seiner Bitte gar nicht unbekannt sey. Als er sich entfernt hatte, ergossen sich die Klosterfrauen in sein Lob: wie vornehm er sey und doch so herablassend; wie wohlgebildet und klug! Alle diese und andre Aeusserungen der Bewunderung wurden mehr oder weniger an mich gerichtet, und ich konnte nicht zweifeln, daß dieses der Mann sey, den man mir zum Gemahl bestimmt habe. In der That wurden die Anspielungen meiner guten Erzieherinnen mit jeder Stunde deutlicher, und am Abend war niemand mehr im ganzen Kloster, der nicht insgeheim von dem Geheimniß unterrichtet gewesen wäre.

Wenige Tage nach diesem Besuch kam mein Vormund auf einer Badereise nach Gastein durch Salzburg, und eröffnete mir, unter vielen Glückwünschen, daß ich die

Aufmerksamkeit des Grafen Speronati auf mich gezogen, und daß dieser unter sehr vortheilhaften Bedingungen um meine Hand werbe. „Sie haben den Grafen gesehn, setzte er hinzu; und ich zweifle nicht, daß Sie ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie können überzeugt seyn, daß kein Fräulein in ganz Deutschland ist, das Sie nicht um den Vorzug beneiden wird, den er Ihnen schenkt."

Nach den Aeußerungen meiner Erzieherinnen über meine Sehnsucht in die Welt zu treten, und nach seiner eignen Ansicht irdischer Dinge, konnte mein Vormund erwarten, daß ich diese Erklärung mit ungewöhnlicher Freude aufnehmen würde. Er betrog sich indeß. Ich war zu aufrichtig, um eine Freude zu heucheln, die ich nicht fühlte: ich dankte ihm also mit Höflichkeit für seine Bemühungen, indem ich hinzusetzte: die Ehre, die mir der Graf erzeige, fordre meine Erkenntlichkeit, und ich glaubte ihm diese

am besten beweisen zu können, wenn ich ihn bäte, die Person, die er zur Gefährtin seines Lebens wähle, erst genauer kennen zu lernen."

Die wenige Lebhaftigkeit, die ich in diese Antwort legte, schien meinem Vormunde aufzufallen. Er erwiederte lächelnd, daß er mein Zartgefühl achte, und um desto weniger Bedenken trage, mir einen Aufschub zuzugestehn, da er von dem glücklichen Erfolge einer nähern Bekanntschaft von beyden Seiten auf das vollkommenste überzeugt sey. „Ich darf Ihnen sagen, setzte er hinzu, daß Sie einen lebhaften Eindruck auf das Herz des Grafen gemacht haben. Ihre Gestalt, Ihre Unterhaltung, Ihre Talente haben seinen ganzen Beyfall."

Ich ward roth. Mein Zartgefühl war durch den Ausdruck beleidigt worden, von dem ich nicht wußte, ob ich ihn auf die Rechnung des Grafen oder meines Vormundes setzen solle. „Es könnte doch seyn, er-

wiederte ich, daß er Ursache fände, diesen Beyfall bey einer nähern Bekanntschaft zurückzunehmen.“ — „Das wäre nicht gut für Sie, antwortete mein Vormund; aber ich fürchte nichts; der Graf ist zu sehr von Ihnen eingenommen, als daß er auf Ihren Besitz Verzicht thun könnte. Uebrigens, fuhr er fort, wird es aus mehrern Gründen rathsam seyn, daß Sie nach München zurückkehren. Richten Sie sich darauf ein, mich auf meiner Rückreise zu begleiten, und so lange in meinem Hause zu wohnen, bis Ihre Vermählung vollzogen werden kann.“

Diese Ankündigung einer Veränderung, die schon in so kurzer Zeit eintreten, und welcher eine noch weit wichtigere auf dem Fuße folgen sollte, machte einen tiefen Eindruck auf mich. Bis jetzt hatte mich die ganze Sache noch wenig beschäftigt; ich hatte sie in eine unbestimmte Ferne hinausgesetzt, wo ich sie nur in nebelnden Umrissen sah; jetzt rückte sie mir unmittelbar vor das

Auge. Ich schloß mich nach dem Abschiede von meinem Vormunde in mein Zimmer ein, und weinte den ganzen Tag, ohne eigentlich zu wissen warum. Der Eindruck, den der Graf auf mich gemacht hatte, war ihm keineswegs nachtheilig gewesen. Seine Gestalt war regelmäßig; man hätte sie fast schön nennen können, und bey seinen funfzig Jahren war sein Ansehn blühend und jugendlich. In seinem Benehmen herrschte die Sicherheit und der richtige Takt eines vollendeten Weltmannes. Seine Unterhaltung war leicht und natürlich, und er schien immer mehr bemüht, den Geist andrer in's Spiel zu setzen, als den seinigen leuchten zu lassen. So war er mir bey der ersten Bekanntschaft erschienen; so fand ich ihn auch nachher; ob ich schon späterhin einige Züge zuzusetzen fand, die ihm weniger günstig waren. Ich hätte mich also glücklich schätzen können, und doch war ich es nicht; ja, der Gedanke, mein Schicksal unauflös-

lich mit dem seinen zu vereinigen, drückte mich nieder. Was ich eigentlich dabey dachte, weiß ich nicht; denn die Verwirrung in meinem Innern war so groß, daß ich keinen Gedanken klar auffassen und festhalten konnte. Nur so viel erinnre ich mich, daß mir die Versicherungen meines Vormundes von der heftigen Leidenschaft des Grafen gegen mich ganz vorzüglich zuwider waren, entweder weil sie mir unwahr schienen, oder weil sie sich mit dem Bilde des Mannes, so wie es in meiner Seele stand, nicht vertragen wollten.

Am folgenden Tag wiederholte der Graf seinen Besuch. Er fand mich beym Clavier, und sein Erscheinen erschreckte mich so, daß ich kaum seinen Gruß erwiedern konnte. In meiner kindischen Weise sah ich jeden Augenblick einer Erklärung entgegen, und wäre gern geflohn, hätte nicht der Graf ein Gespräch angesponnen, das mir keine Entfernung verstattete. Sein Betragen war

nicht anders als das erste Mal. Keine Beziehungen, kein Forschen, nicht einmal ein größeres Bestreben zu gefallen; so daß wer nicht von dem Geheimniß unterrichtet war, nichts weiter als eine gesellschaftliche Unterhaltung gesehn hätte. Dieses Benehmen verpflichtete mich außerordentlich, und als er sich entfernt hatte, ohne von Liebe gesprochen zu haben, schickte ich ihm für die Ersparung einer gefürchteten Verlegenheit meinen stillen Dank nach.

Gerade auf die nemliche Weise gingen zwey oder drey andre Besuche hin. Immer gleich verbindlich, gleich unterhaltend und gleich zurückhaltend, schien er mir alle Freyheit lassen zu wollen, mich nach meiner Weise zu zeigen, und ihn mit Unbefangenheit zu beurtheilen. Hierdurch gelang es ihm, die Verlegenheit aus unserm Umgange zu verbannen, und mich in meine natürliche Stimmung zu setzen, so daß ich unser wahres Verhältniß ganz aus den Augen verlor.

Nur wenn ich allein war, oder wenn mich eine äußere Veranlassung an die nahe Veränderung meiner Lage erinnerte, versank ich bisweilen in eine Schwermuth, die keiner Beschäftigung und selbst der Musik nicht weichen wollte.

So waren einige Wochen verstrichen, als mein Vormund aus dem Bade zurückkam, um meine Erklärung und mich selbst abzuholen. Gern hätt' ich ihm das eine wie das andre versagt; aber ich schämte mich allzu kindisch zu scheinen, und da ich seinen Gründen nichts entgegen zu setzen hatte, und er mich von neuem und wiederholt versicherte, daß ich das Herz des Grafen durch jede Unterredung mehr gefesselt hätte, so gab ich meine Einwilligung, und verließ das Kloster unter Strömen von Thränen, die nicht, wie meine guten Nonnen wähnten, dem Glücke der Vergangenheit, sondern den Verheißungen der Zukunft flossen.

Mein Vormund, der nicht das mindeste

von dem ahndete, was in meinem Innern vorging, aber es doch für seine Pflicht hielt, mich nach seiner Weise zu trösten, sprach mir unaufhörlich von dem Glücke und dem Glanze vor, das mich erwartete. Der Graf werde es mir freystellen, sagte er, den Winter in einer der Hauptstädte Europens zuzubringen; den Sommer würden wir bald auf meinen Gütern, bald auf den seinigen leben; wir würden Reisen machen, und alle Freuden der Welt genießen, auf die ein hoher Rang und Reichthum nur immer Anspruch zu machen hätte. Diese Reden, in denen er sich sehr ausführlich über die Besitzungen meines künftigen Gemahls und seine Verhältnisse zu den ersten Höfen verbreitete, verfehlten ihre Wirkung nicht ganz. Ich fing an mit einiger Aufmerksamkeit zuzuhören, und da wir eben durch ein sehr anmuthiges Land fuhren, so schuf sich meine Einbildungskraft ein Leben, das dieser Landschaft glich, und mit allem Glanze eines

Feengartens übergossen war. Zur Seite lagen mir die blassen, nebelnden Alpen mit ihren furchtbaren Spitzen: vor mir die fruchtbare Ebne; hinter mir Salzburg mit seinen Marmorfelsen und seinen mahlerischen Umgebungen. Meine Phantasie überflog Alles das. Von meiner Kindheit an waren mir die Alpen die Mauer gewesen, welche die Erde von Eden trennt; jetzt, wo Italien meine zweyte Heimath werden sollte, überstieg ich sie leichter, und baute meine poetischen Zaubergärten hinter ihnen an. Diese Träume beschäftigten mich einige Zeit sehr angenehm; aber ich darf nicht verschweigen, daß ich sie immer nur für mich allein webte, und daß, so oft das Bild des Grafen dazwischen trat, der ganze ätherische Bau mit allen seinen magischen Farben zusammenstürzte oder in Nebel zerfloß.

Gegen Abend näherten wir uns der Residenz. Die Kuppeln der Frauenthürme, die so weit in das Land hineinschauen, und denen

nen gegenüber ich eine der dumpfsten Zeiten meines Lebens zugebracht hatte, waren von der scheidenden Sonne mit Gold übergossen, so daß die Erinnerung an jene düstre Zeit, und an mein trauriges Leben in dem Hause, in welches ich jetzt zurückkehren sollte, nur desto dunkler gegenüber trat. Die Vergangenheit, wie die Zukunft, lastete auf meiner Brust, und ich war allzu glücklich, daß mein Vormund schlummerte, um meinem gepreßten Herzen durch einen Strom von Thränen Luft zu machen.

So kamen wir an, als die Glocken zum Abengebete läuteten. Als wir die lange Straße vom Isarthore hinauffuhren durch eine Menge von Menschen, die den heitern Abend benutzt hatten, und jetzt still nach ihrer Heimath zurückkehrten, meist Paar und Paar, sich an den Händen führend, mit entblößtem Haupte und Kinder vor ihnen und um sie her, fast Alle mit dem Ausdrucke der Zufriedenheit auf ihren Gesichtern, da fühlte

ich mich durch den lang entbehrten Anblick beruhigter, und durch das Dunkel meiner Seele sprühten Funken einer erquicklichen Wehmuth auf, wie aus dem dunkelnden Himmel die zarten Lichter der ersten Sterne leise hervorschauten.

In dem Hause meines Vormundes fand ich noch Alles so, wie ich es vor mehrern Jahren verlassen hatte. Seine Frau saß eben so an dem Spieltische wie sonst; es waren eben dieselben Gesichter, nur ein wenig älter und etwas geschminkter als sonst; dieselbe Leere der Unterhaltung und dieselbe Herzlosigkeit. In meinem alten Zimmer, das mir auch wieder zur Wohnung angewiesen wurde, war auch noch Alles wie sonst; dieselben Geräthschaften, dieselbe Anordnung, Alles so fest und unveränderlich, wie die Mauern der Kirche gegenüber, und fast eben so alt. Ich musterte Alles noch denselben Abend, und da ich auch nicht unterließ, die Inschriften aufzusuchen, die ich bey ver-

schiednen Veranlassungen in die Tapeten gekritzelt hatte, fand ich auch folgende, von der ich mich nicht besann, sie geschrieben zu haben, die mir aber später oft wieder in das Gedächtniß gekommen ist:

misera la volgare e cieca gente,
che pon qui sue speranze in cose tali,
che'l tempo le ne porta si repente!

Da ich nicht die Geschichte meines Lebens schreibe, sondern nur die vorzüglichsten Momente meiner Sinnesänderung bezeichnen will, so übergehe ich alle die Einzelheiten, die hierauf keine nähere Beziehung haben. Der Graf war gerade abwesend, als ich ankam, und wurde erst in einigen Tagen zurück erwartet. Ich hatte also Zeit, mich zu sammeln und auf seinen Empfang vorzubereiten; da ich aber nur eine ganz unbestimmte Vorstellung von dem Verhältniß hatte, in das ich zu ihm getreten war, so war auch meine Vorbereitung eben so unbestimmt, und folglich schlecht. Auch half

sie mir so wenig, daß, als der Graf endlich kam, er mich eben so unvorbereitet fand, als wenn er mich am Abend meiner Ankunft mit einem Besuch überrascht hätte.

Es war der erste Sonntag nach meiner Rückkehr, wo ich ihn erwarten sollte. Ich ging unruhig in meinem Zimmer auf und ab, als ich durch das Fenster einen goldenen Wagen an meiner Thür halten sah, mit Bedienten und Jägern hinten auf, um den sich, da eben das Hochamt geendigt war, eine Menge von Menschen versammelte. Ich trat schnell zurück, um mich auf den Sopha zu werfen, und einen Augenblick darauf wurde der Graf angemeldet, und die Flügelthüren aufgerissen. In reichgestickter Uniform, mit Orden bedeckt, mit Degen und Federhut trat der Graf herein. Ich hatte die vertrauliche Näherung eines Liebenden gefürchtet, jetzt sah ich, daß er zu einer Audienz kam; dieß bestimmte unser Verhältniß, und ich schöpfte Athem. Er sagte mit der

ihm eigenthümlichen Haltung, er käme, um aus meinem Munde die Bestätigung des Glücks zu vernehmen, das ich ihm, der Versicherung meines Vormundes zufolge, verhieße. Ich antwortete mit ziemlicher Fassung, und am Ende unsrer kurzen Verhandlung küßte er mir die Hand, dankte für meine Erklärung, und deutete den Lebensplan an, den er für mein Glück entworfen hatte; einen Plan, von dem ich schon aus der Hand meines Vormundes den ausführlichen Riß überkommen hatte.

So wenig mir die prunkende Weise des Grafen bey seiner Bewerbung gefiel, so wußte ich es ihm doch im Herzen Dank, da mich nichts so sehr ängstigte, als der Gedanke an eine Vertraulichkeit. Jetzt konnte ich ihn wieder in dem Verhältnisse eines Fremden betrachten, der meinen Verstand durch seine Unterhaltung angenehm beschäftigte, von meinem Herzen aber keine weitere Notiz nahm. So blieb es auch nachher.

Zwar sprach er oft und beredt über seine Leidenschaft zu mir — Aeußerungen, die er meist mit glänzenden Geschenken begleitete — aber ich konnte nie zu der Ueberzeugung gelangen, daß seine Versicherungen nicht mehr aus dem Kopf als aus dem Herzen kämen. Denn so belehrend überhaupt seine Unterhaltung war, so wurde ich doch inne, daß ihr etwas fehle, um sie wahrhaft anziehend zu machen, Phantasie und Gemüth. Nie ward ein Gedanke so mächtig in ihm, daß er darüber die Aufmerksamkeit auf sich selbst vergessen hätte; und er schien immer die Wage des guten Tons in der Hand zu halten, um nie mehr Gefühl zu zeigen, als ein Mann von Stand und Lebensart haben darf. Bey meiner Stimmung war mir das keineswegs unangenehm, und da ich das größte Interesse zu haben glaubte, immer in gleicher Entfernung von ihm zu stehn, so gelang es uns in der That, auf eine bewundernswürdige Weise, nach einem täg-

lichen Umgang von mehrern Wochen, bis zu der gewaltsamen Auflösung unsrer Verbindung, im gegenseitigen Vertrauen nicht weiter gekommen zu seyn, als an dem Tage, wo ich ihn zum ersten Mal in dem Anspruchszimmer unsers Klosters sah.

Die öffentliche Bekanntmachung unsrer Verbindung zog, wie es zu geschehn pflegt, eine Menge von Zerstreuungen nach sich, die mich mit einemmal mit der großen Welt in Verkehr brachten. Ich bemerkte jetzt, da ich so unmittelbar aus dem Dunkeln der Klosterpension in den Lichtglanz eines öffentlichen Schauplatzes trat, daß es keineswegs so leicht sey, sich hier mit Anstand zu behaupten, als ich vormals geglaubt hatte. Alles setzte mich in Verlegenheit; die dreisten Blicke der Weiber und Männer, die Keckheit ihrer Sprache und ihr lauschendes Schweigen; vornehmlich aber der Wahn, daß alle Augen auf mich sähen, und Alles bemerkten, was ich mit Ungeschick thäte. Ich

erröthete also oft, und empfand es daher immer recht dankbar, wenn sich irgend eine wohlwollende oder neugierige Seele an mich anschloß, und mich unter ihre Obhut zu nehmen schien. Die Erinnerung an diesen Zustand hat sich lange bey mir erhalten, und sie hat mich späterhin immer veranlaßt, jungen schüchternen Personen, die sich in meinem Falle befanden, durch zuvorkommende Freundlichkeit, Theilnahme und guten Rath den Eintritt in die Welt zu erleichtern.

Diese Noth war indeß bald überstanden, zumal mir das Ansehn und die Gewandtheit des Grafen zu Hülfe kam, der mich selten lange aus den Augen ließ. Was mir aber dieses Noviziat am meisten verbitterte, war die Nothwendigkeit, Personen Achtung zu erweisen, die ich in meinem Herzen verachtete, und der tägliche Anblick der Falschheit der Welt, welche vor Götzen kniete, die sie abwesend lästerte und mit Füßen trat. Ich sah bald, daß man stillschweigend überein-

gekommen war, sich gegenseitig zu betrügen, und die Larve, die jeder im Salon vor sich nahm, so lange für seine wahre Gestalt gelten zu lassen, als man ihm gegenüber saß. Der Schein der Sitten wurde mit einer abergläubischen Zartheit geschont, während man sich Alles zu thun erlaubte; und selten wurde die böse That, immer aber die Unvorsichtigkeit gerügt, mit der man sie den Augen der Welt blos gestellt hatte. So kam ich meist mißmuthig und verstimmt nach Hause; denn selten hatte ich etwas gehört, was mein Inneres erheiterte; meist war mein Geist wie gebunden in dem engen Gespräch, und erdrückt durch eine Masse von Einzelnheiten über die Geschichte des Tages, die kein Resultat gaben, und keine Idee, kein Bild, keine Empfindung in meiner Seele zurückließen.

Um mich von der Last dieses vornehmen Müßiggangs zu erholen, hatte ich kein Mittel als die Musik, und dieses genoß ich in

jeder gewonnenen Stunde mit erhöhter Lust. Sobald ich nach Hause kam, und oft war es Mitternacht, eh' ich mir selbst wiedergegeben war, setzte ich mich an's Klavier und träumte in Tönen; und, als ob ich mich für den Zwang des Tages durch die freyste Mittheilung entschädigen wollte, schrieb ich oft, in meiner musicalischen Ueberreizung, in Prosa und Versen, was mir der Genius eingab. So fand mich oft der anbrechende Tag noch außer Bett, und so über den Schlaf hinweggehoben, daß ich ihn kaum noch zu bedürfen schien. Bald aber erschöpften diese Anstrengungen, und die unnatürliche Spannung, in der mich meine Verhältnisse hielten, den Rest meiner Kräfte. Der Tag meiner Vermählung war schon angesetzt, als ich in ein heftiges Fieber verfiel. Beynah einen Monat hindurch kämpfte ich zwischen Leben und Tod, meist in gänzlicher Bewußtlosigkeit, oder vielmehr in Träume und Gesichte versunken, die meine

Sinnen gegen die Eindrücke der Wirklichkeit verschlossen. Es würde thörigt seyn, die unendliche Menge der Dichtungen meines kranken Kopfs hier aufzeichnen zu wollen, obgleich mir jetzt noch viele davon lebendig vor Augen stehn; aber eine Erscheinung, die mich vornehmlich in den letzten Tagen beschäftigte, machte einen zu tiefen Eindruck auf mich, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen dürfte. Ich glaubte in einem blühenden Garten auf einem Bette von Rosen zu liegen, wie von einem unüberwindlichen Krampfe gefesselt, mit geschlossenen Augen zwar, aber doch alles sehend, was mich umgab. Schlanke Palmen und Cedern stiegen in die Luft, und ein Wald von Blumenbüschen prangte umher, größer und schöner, als ich je gesehn hatte, aber unscheinbar von Farbe und fast grau, so wie auch der Himmel über mir und das Laub umher von blasser, düstrer Farbe war. Ein Springbrunnen neben mir stieß ungeheure Massen

von Wasser geräuschlos in die Luft; Vögel saßen auf allen Zweigen umher, aber kein Laut der Freude störte das tiefe Schweigen des melancholischen Tages. Ich selbst sah dieß Alles ohne Verwunderung in der Befangenheit eines dumpfen Halbschlummers, als aus dem grauen Himmel eine Menge lieblicher Gestalten wie blasse Sterne hervortraten, und sich schwebend über meinem Haupte, wie ein Blumenkranz ordneten. Ihre Gewänder waren von einem matten Weiß; graue Rosen wanden sich um ihre Schläfe, und blasse Lilien schwankten in ihren Händen; sie schienen mit einer milden Traurigkeit auf mich herabzuschaun. Bey diesem Anblicke wurden die Bande meines trägen Schlummers los, das stockende Herz regte sich, ich fühlte warmes Blut durch meine Adern rinnen, und schlug die müden Augen auf, um die milden Gestalten anzulächeln. In diesem Augenblicke errötheten ihre Rosenkränze, wie vor Freude, und die

Säume ihrer Gewänder umzogen sich mit den Farben des Regenbogens; der Himmel strahlte im hellsten Azur; den Bäumen war ihr Grün, den Blumen ihr Farbenglanz wiedergegeben; die Vögel sangen und durchschwirrten die rauschenden Zweige; und das Wasser neben mir stieg und fiel mit einem wunderbaren Farbenspiel; jeder Strahl, jeder Tropfen tönte, und Alles bildete einen Zusammenklang himmlischer Musik, wie mein Ohr nie gehört, mein Herz nie geahndet hatte. Noch aber war ich der Macht des Schlafes nicht ganz entnommen, und so oft ich wieder in die vorige Erstarrung verfiel, sank Alles wieder in die erste Düsternheit zurück. So wogte ich lange zwischen Leben und Tod, zwischen Tag und Dämmerung, zwischen Wonne und Gleichgültigkeit. Dann war mit einemmal alles zerronnen, und nur ein Kreuz erhob sich riesenmäßig vom Rand eines Berges in das graue Gewölk, das in vielfachen, dichten Kreisen den Berg umla-

gerte, lichter in der Nähe, in der Ferne dunkler und düsterer. Ich lag kniend vor dem Kreuze mit siebenfachen Schleyern umhüllt, wiederum in der vorigen krampfhaften Dumpfheit, und ohne zu beten, mit geschloßnen Augen, aber doch Alles sehend. Um das Kreuz her schwebten Engel, und wurden aufwärts und abwärts getragen in dem fluthenden Wolken-Meer, und sie sammelten sich wieder um mein Haupt, und Thränen entfielen ihren milden Augen, und sammelten sich in crystallenen Schalen, und das Naß floß über meine Schleyer herab, und wie es die Schleyer berührte, fielen sie von mir und meine Augen wurden aufgethan, und das Wolkenmeer zerrann, und tausend und abertausend Lichtkreise umzogen in unabsehbaren Weiten das flammende Kreuz. Eine weite Aussicht lag hinter dem zerrissenen Schleyer, und durch Morgenröthen strahlte der Glanz eines fernen Landes, aus dem mir eine unnennbare Fülle der

Sehnsucht entgegen wehte. Ich hob meine Hände empor; mein Herz zerrann in Andacht und Wonne; und emporgehoben über die Erde schwamm ich in dem Strome des Lichts, dessen Strahlen, wie die Saiten der Aeolsharfe, nur geistiger, tönten. — Diese oft wiederkehrenden Gesichte beschäftigten mein Innres auf eine so wunderbare Weise, daß ich mir keiner Schmerzen oder Krankheit bewußt war, und oft, wenn ich in scheinbarer Ohnmacht von dem Fieber gebunden lag, und mehr todt als lebendig schien, und die Umstehenden mich als verloren beklagten, und diese Klagen wie aus einer unendlichen Tiefe zu mir heraufklangen, lächelte ich still in meinem Herzen über den Irrthum, den ich doch nicht heben konnte. Endlich nach vier Wochen, die mir wie eben so viele Augenblicke vergangen waren, hatte das Fieber seine Wuth erschöpft; ich kehrte zum Bewußtseyn zurück, aber meine Kräfte waren so aufgezehrt, daß ich

noch lange an dem Rande des Todes schwankte. Meine Wiederherstellung schien einem Wunder ähnlich, und mir selbst erschien sie als ein Wunder des Allmächtigen, der mich auf diesem Wege zu sich führen, und mein Herz und Sinn läutern wolle.

Während dieser Zeit langsamen Genesens war ich fast nur mit mir beschäftigt. Das Gefühl meiner Schwäche machte mich gegen Alles andre gleichgültig; die Welt hatte ihre Farben für mich verloren, und auch diejenigen Gegenstände, an denen mein Geist vorher gehangen hatte, schienen mir jetzt nicht mehr wie vordem, als würdige Beschäftigungen auszureichen. Ich hatte den Tod nahe gesehn; der Abgrund, der mich aufzunehmen drohte, stand noch offen vor mir; ich zitterte, wenn ich an die Gefahr dachte, die mich umschwebte, und sah nirgend eine hülfreiche Hand zu meinem Troste ausgestreckt. Ich hatte mir zwar keine unerlaubten Handlungen vorzuwerfen; meine

Nei-

Neigungen waren geregelt; ich war im Aeußern meinen Pflichten nachgekommen; aber das war auch alles Tröstliche, was ich mir sagen konnte, wenn ich mich selbst befragte und mein Inneres entfaltete. Ich sah jetzo zum ersten Mal ein, daß wenn auch meine Tugend gehaltvoller und weniger das Werk äußerer Verhältnisse wäre, ich doch in diesem fluthenden Triebsande der Welt nicht auf mir selbst ruhen könne; daß der Mensch überhaupt, um nicht ein Spiel der Willkühr und des Zufalls zu seyn, einer Stütze bedürfe, die von Zeit und Umständen unabhängig, ihm in jedem Verhältnisse Sicherheit und Ruhe gebe. Diese Gedanken gingen unablässig in mir auf und ab; meine Seele trat vor Gott, und ich fand zum ersten Mal Trost in stillen Gebeten. Damals wandelte sich mein ganzes Wesen um. Ich war früher dem Gedanken an Gott ausgewichen; jetzt suchte ich ihn mit unablässiger Begierde auf, und wenig fehlte,

so schien mir alles sündhaft, was mich davon abzog. Meine Krankheit, die mich von der Welt, und die Welt von mir entfernte, erschien mir jetzt als die größte Wohlthat, und ich sah mit Bangigkeit dem Zeitpunkte der Genesung entgegen, wo ich gezwungen seyn würde, mich um eitler äußerer Verhältnisse willen von neuem dem Strome weltlicher Dinge hinzugeben.

Mit andern Empfindungen schien der Graf diesem Zeitpunkte entgegen zu sehn. Er besuchte mich so oft als es der Arzt verstattete, und bewies mir eine Aufmerksamkeit, die mich zum Dank verpflichtete, ohne mir doch eine lebhafte Dankbarkeit einzuflößen. Gemüthvolle Theilnahme war nicht in seinem Wesen; und ich konnte mich oft des Gedankens nicht erwehren, daß die Art der Theilnahme, die er mir bewies, nur ein Opfer der feinen Lebensart sey, als die das höchste Idol seines Geistes und das Ziel aller seiner Bestrebungen war. Auch

kam es mir jetzt, da mein Geist eine so entschiedene Richtung abwärts von der Welt genommen hatte, vor, als ob der Graf bey weitem zu sehr in irdischen Dingen befangen sey, und sein Mangel an Idealität, den ich früher nur geahndet hatte, wurde bey mir außer Zweifel gesetzt. Meine Neigung vermehrte sich also nicht in dieser Zeit; ja, ich tadelte mich oft im Stillen, daß ich ihn vielleicht mit einem Wahne von Zuneigung täusche, die ich nicht fühlte, und daß ich überhaupt in dieser Verfassung meines Gemüthes eine Verbindung schließen wollte, die das Wohl meiner Seele auf mehr als eine Weise in die größte Gefahr stürze.

In dieser sonderbaren und unruhigen Stimmung genas ich endlich so weit, daß ich mein Lager auf einzelne Stunden verlassen konnte. Jede Beschäftigung war mir untersagt, selbst die Musik, nach der ich immer eine große Sehnsucht fühlte, so daß ich wenigstens den fernen Tönen lauschte,

die aus der Kirche zu mir herüberschwebten; und da ich in diesen Tönen einen Wiederklang meiner Traumgesichte zu vernehmen glaubte, so ward ich durch sie in eine Wehmuth gesenkt, deren Süßigkeit und Fülle ich durch Worte nicht zu beschreiben vermag.

So geschah es eines Morgens, als ich auf meinem Sopha saß, und mich meinen Gefühlen und Betrachtungen hingab, daß ich Zeugin einer Scene ward, die mir noch mit ihren Schrecknissen vor Augen steht, und mich damals in eine Art von Wahnsinn stürzte, aus dem ich erst spät durch die Hülfe der ewigen Liebe genas.

Es war gegen das Ende des Julius an einem schönen klaren Sommertag, als die Glocken ein Seelenamt ankündigten. Viele Menschen strömten zu, die Trauermusik begann, und ich horchte, mein Gesicht nach dem Dome gerichtet, den sanften Tönen, die sich wie leise laue Wellen an meine Brust legten. Ich weiß nicht, wie es mir einfiel,

mein Stubenmädchen, welches am Fenster saß, zu fragen, wem dieses Amt gehalten würde. Sie nannte mir den Namen des Oberst Picart. Dieser Name machte mich aufmerksam. Welchem Picart? fragte ich weiter; dem ältern, oder dem jüngeren? — Dem jüngeren, war die Antwort. — Wie? Dem Oberst Picart, dessen Tochter in Salzburg ist? — Demselben, war die Antwort. Arme Virginie, seufzte ich. Aber woran ist dieser starke und gesunde Mann gestorben, wie ich ihn noch kurz vor meiner Krankheit gesehen habe? — Ach, mein Gott, erwiederte das Mädchen, wissen denn das Ihr Gnaden nicht? Die ganze Stadt ist ja voll davon. Das Fräulein ist ja eben die Ursache seines Todes gewesen. — Wie? Virginia? sagte ich. Ich bitte Dich, Anna, sag es mir schnell! Es ist mir das größte Räthsel von der Welt.

Jetzt erfuhr ich, nicht ohne Erstaunen, daß Virginia einen Liebeshandel mit einem

jungen Manne angesponnen, welcher, der Beschreibung nach niemand anders als Montalto seyn konnte. Beyde hätten dabey die größte Vorsicht beobachtet, so daß niemand das Geringste habe ahnden können; aber durch Blicke und Briefe sey ihre Leidenschaft bis zum Wahnsinn gestiegen. *Virginia* war eine der schönsten Gestalten, die ich je gesehen habe, und dabey von tiefem Gefühl und einem romantischen Schwunge der Einbildungskraft. Auch Montalto war schön, von ernstem Sinn, wortkarg, aber von starken Empfindungen. Ich habe schon oben gesagt, daß Montalto außer den Gütern der Natur wenig andre besaß; außerdem war seine Familie wegen älterer politischer Verhältnisse in Ungnade, und es war wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß ein so reicher und stolzer Edelmann als Virginiens Vater war, in die Verbindung eines armen Jünglings mit seiner Tochter hätte willigen sollen, die ihre Schönheit, ihr Reichthum

und der Glanz ihrer Abkunft zu den höchsten Ansprüchen berechtigte. Der verblendeten Leidenschaft schien indeß auch das Unwahrscheinlichste möglich, und sie schmeichelten sich mit der Erscheinung irgend eines glücklichen Zufalls, als Virginie die Nachricht erhielt, daß man sie mit dem Prinzen Zamoyski verheirathen wolle. Bey diesem unerwarteten Ereigniß, welches abzuwenden keine Möglichkeit schien, sahen sie keine Rettung als in der Flucht. Der Plan dazu ward eben so schnell entworfen als ausgeführt. Zu Fuß und verkleidet entwichen sie bey Nacht, und nahmen den Weg nach Tyrol in der Absicht, sich einige Zeit in den Gebirgen zu verstecken, und dann in die Lombardey zu flüchten, wo eine verheirathete Schwester Montaltos an den Ufern des Garda-Sees einen kleinen einsamen Landsitz bewohnte.

Diese genauern Umstände und der ganze Verfolg der Begebenheit wurde mir erst

später bekannt, aber ich setze sie sogleich hierher, um die Erzählung des Mädchens zu ergänzen, die in den Hauptpunkten genau mit der Wahrheit übereinstimmte. Die Flucht ward bald entdeckt und Virginiens Vater davon benachrichtigt. Der Eindruck, den diese Nachricht auf den Obersten machte, war unbeschreiblich. Er ließ die Vorsteherin des Klosters, die er der Kuppeley beschuldigte, auf das härteste bedrohn, sie zu Grunde zu richten, wählte dann seine besten Waffen, und verfolgte, von Einem Diener begleitet, mit rastloser Eile den Weg, auf dem man die Flüchtigen bemerkt haben wollte. In kurzer Frist war er auf ihrer Spur, denn Virginiens Schönheit war ihre Verrätherin, und schon glaubte er sie erreicht zu haben, als plötzlich in den Thälern der Alpen ihre Spur verschwand. Drey Tage lang irrte er von rastlosem Zorne getrieben umher; hielt jeden an, fragte jeden aus; aber umsonst. Am vierten, als er schon

anfing der Hoffnung zu entsagen, bemerkte er in einem engen Felsenthal einen Bauer, welcher Wasser aus einer Quelle schöpfte, und rief ihn an. Der Angerufene schaute auf, aber ohne zu antworten, kehrte er den Reitern den Rücken, wie es schien, nicht ohne einige Eilfertigkeit. Sogleich spornte der Oberst sein Roß, setzte dem Eilenden zwischen den Felsen nach, und erkannte den Räuber seiner Tochter, der unter armseligen Kleidern verborgen, für seine Geliebte einen erfrischenden Trunk geholt hatte. Bey dieser Erkennung kochte der ganze Zorn des Verfolgers auf. Nichtswürdiger, schrie er ihm zu, wo ist meine Tochter? Doch ich verlange sie nicht zurück. — Nicht sie, die Verlaufene, wiederzufinden, hab' ich Dich aufgesucht, sondern um an Dir Rache zu nehmen. Ich könnte Dich niederschießen, wie ein Schurke verdient, aber ich bin ein Edelmann, kein Bandit. Vertheidige Dein Leben. Bey diesen Worten warf er ihm

eine Pistole zu. Montalto aber hob sie nicht auf, sondern ging stolz und langsam abwärts, einer Felsenschlucht zu. Vertheidige Dich, schrie der Oberst noch einmal ihm nach, indem er ihn über den Kopf schlug, und seine Pistole spannte. Montalto wollte sprechen. „Kein Wort, Schurke! vertheidige Dein Leben, Schurke!“ — Montalto hob die Pistole auf; der Oberste fehlte; jener feuerte sein Gewehr über das Haupt seines Gegners hin. Jetzt sprang dieser vom Pferd, drang dem Unglücklichen das Schwert seines Dieners auf, und griff ihn mit gränzenloser Wuth und den ausgelassensten Schimpfwörtern an. Das Gefecht war lang und hitzig; von beyden Seiten strömte Blut; Montalto, der sich meist nur vertheidigt hatte, sank zuerst. Aber kaum hatte der Oberst triumphirend seinen Gegner fallen sehn, als auch ihn die Kräfte verließen. Virginie hatte von fern das Klirren der Schwerter gehört; von Angst ergriffen, hatte

sie sich aufgerafft, und eben als der Diener nach Wasser eilte, um seinen Herrn in das Leben zurückzurufen, trat sie aus dem Walde, und sah den Geliebten und den Vater in ihrem Blute liegen, beyde als todt. Sie stürzte athemlos herbey, und selbst einer Leiche ähnlich, warf sie sich wortlos bald neben den einen, bald neben den andern hin, erhub ein klägliches Geschrey, und indem sie bald Montalto, bald ihren Vater mit den zärtlichsten Namen rief, klagte sie sich verzweiflungsvoll als die Ursache dieses doppelten Mordes an. Dabey badeten ihre Thränen das Angesicht der Ermordeten, und da ihr Hut zur Erde gefallen war, flossen ihre braunen Locken lang über sie her, und sie erschien als ein Mädchen, da ihre Tracht die eines Knaben war. Jetzt wurde sie von dem hülfreichen Diener erkannt; der Oberst schlug die Augenlieder auf, und das erste was er erblickte, war seine Tochter, welche zitternd über ihm hing, und ihre Thränen

auf ihn herabströmen lies. Der Aufzug, in welchem er sie sah, und der ihn mit einem Mal wieder an den ganzen Umfang ihrer Schuld erinnerte, entflammte sein Zorn aufs neue; er stieß die Jammernde mit dem Reste seiner Kräfte von sich, und befahl der Mörderin, von seinem Angesichte zu fliehen, und ihren sterbenden, gemordeten Vater nicht durch den Anblick ihrer Schande zu erbittern. Und als sie zögerte, und kniend, und mit aufgehobenen Händen um Gnade bat, verfluchte er sie und ihren Verführer mit gräßlichen Flüchen, und rief die Rache des Himmels auf sie herab, daß sie, die sein Stolz und seine Freude gewesen, ihn mit Jammer in die Grube sende. Da die Unglückliche die grausenvollen Worte hörte, verhüllte sie ihr Gesicht und floh in das Dickicht des Waldes, wo sie bald entkräftet niederfiel, und ihren Tod erwartete. Hirten fanden sie hier, und trugen sie in ein nahes Frauenkloster, wo sie nach einiger Zeit den

Schleyer nahm, und durch strenge Büßungen und ein Gott geweihtes Leben die Schuld ihres Leichtsinns abzuwaschen bemüht war.

Unterdessen hatte der Diener die Wunden seines Herrn zur Nothdurft verbunden, und ihn in ein benachbartes Dorf gebracht, wo einige Hülfe geleistet wurde. Aber die heftige Erschütterung des Gemüths, die der Unglückliche erfahren hatte, entzündete ein so heftiges Fieber, daß die durch Blutverlust geschwächte Kraft nicht lange Widerstand thun konnte. Er starb wenige Tage nach dem Kampfe, und seine letzten Worte waren Verwünschungen. Auch Montalto war nicht auf der Stelle geblieben. Er erstand von seinen Wunden, aber eine tiefe Schwermuth lastete auf seiner Seele; und da er hörte, daß sich Virginie der Welt entzogen hatte, und sich standhaft weigerte, ihn wiederzusehn, verließ er das Land und suchte den Tod im Krieg.

Diese Geschichte, von der ich jetzt nur die vornehmsten Umstände erfuhr — denn Montalto schwebte noch zwischen Leben und Tod, und Virginie galt für verloren — machte den schmerzlichsten Eindruck auf mein Gemüth. Ich hatte Achtung gegen Montalto gefühlt, und war ihm Dank schuldig; immer war er mir als ein edler und großherziger Jüngling erschienen; auch Virginie war mir werth, und hatte sich in den letzten Zeiten unsers Zusammenseyns sehr freundschaftlich zu mir geneigt. Jetzt sah ich beyde in einen Abgrund unermeßlichen Elends gestürzt. Die fernen Töne der Trauermusik hatten ihren Zauber für mich verloren, und ich hörte in ihnen nur den Jammer einer trostlosen Tochter und die Verwünschungen ihres gewaltsamen Vaters. Die Unversöhnlichkeit des Mannes zerriß mir das Herz. Ich konnte nicht für ihn beten, sondern saß in Gedanken versunken, hinstarrend in das Labyrinth des dumpfen Lebens, und auf die

unselige Uebermacht des Bösen, und die Hinfälligkeit der Güter, nach denen die Begierde der Menschen so rastlos ringt. Indem ich jetzt meine Blicke zum Himmel richtete, als dem Vaterlande der einzigen und ewigen Güter, sah ich an dem Geländer des gegenüberstehenden Thurmes eine weibliche Gestalt in tiefer Trauer, die weit sich überbiegend in die Tiefe hinabsah; dann zurücktrat, ihre langen blonden Locken mit der Rechten zurückstrich, dann sich mit beyden Armen auf das Geländer stützte, hob und hinabwarf. Meine Sinne vergingen mir; ich sank bewußtlos auf den Sopha zurück, und nur das Jammergeschrey meines Mädchens, das mich für todt hielt, rief mich in das Leben zurück.

Das Geschrey des Mädchens, das vom doppelten Schrecken außer sich, blaß wie eine Leiche vor mir stand, hatte alle Hausgenossen auf meinem Zimmer versammelt. Die Bestürzung war allgemein. Ich sank aus

einer Ohnmacht in die andre; denn so oft ich die Augen aufschlug, und die Thürme erblickte, und das Getöse des Volks auf der Straße hörte, vergingen mir die Sinne aufs neue. Man wollte mich zu Bette bringen; aber ich gab durch Zeichen zu verstehn — denn zu sprechen vermocht' ich nicht — daß man mich auf ein anderes Zimmer führen möchte. Nachdem dieses geschehen war, ließ ich Alles um mich her verdunkeln, um ganz von der Welt abgeschieden zu seyn; aber meine Einbildungskraft war so furchtbar erregt, daß kein Mittel des sorgsamen Arztes einem Rückfall in mein Fieber vorbeugen konnte. Mein Zustand war fürchterlich. Alle gräßlichen Bilder des Lebens stürmten durch meine Seele, und ich glaube nicht, daß es irgend eine Qual der Menschheit gibt, die ich nicht auf dieser Folter des Wahnwitzes erfahren und durchgefühlt hätte.

Mein Zustand schien damals hoffnungslos der Arzt that auf meine Rettung Verzicht;

zicht; mehr als einmal glaubten mich meine Wärterinnen todt. Der Graf war weggereist, um, wie er sagte, den Todesstreich seiner Liebe mit einemmal zu empfangen, und nicht langsam durch täglich erneute Qualen sein Herz zerreißen zu lassen.

Doch hatte der Himmel meinen Tod noch nicht beschlossen. Eines Tages, wo mir die furchtbaren Gespenster meiner Einbildungskraft keinen Augenblick Ruhe gelassen hatten, hörte ich gegen Abend von fern die sanfte Musik einiger blasenden Instrumente; eine ernste, seit lang von mir geliebte Weise zog langsam heran, und legte sich beruhigend an mein zitterndes Herz. Die Wellen des Wahnsinns flutheten nur noch träge, und sanken bald ganz; und was seit mehrern Wochen nicht geschehen war, ich fühlte mich unendlich schwach. Ich glaubte jetzt gewiß, daß ich sterben würde, und bat meine Wärterin, nach einem Priester zu schicken, um mich mit den Sacramenten zu versehen;

denn ich fühlte das Nahen meiner letzten Stunde. So wenig nun religiöse Handlungen in dem Gebrauche des Hauses waren, so wagte mein Vormund doch nicht, gegen eine so ernste Bitte etwas einzuwenden; der Priester kam; ich beichtete wie eine Sterbende, mit gebrochner Stimme; aber als ich gebeichtet hatte, und das Abendmahl empfing, da flammten die Kerzen heller, die fernen Töne erklangen von neuem, und ein Strahl der sinkenden Sonne fiel durch die Gardinen auf mein umdunkeltes Lager. Da erhob sich in meinem Innern eine so unendliche Freudigkeit, daß ich mit lauter Stimme Gott dankte, und ihm jeden Augenblick meines kurzen Daseyns zu weihen versprach.

Von dieser Stunde an schien meine Krankheit wie durch ein Wunder gebrochen. Das Fieber ließ nach, und meine Kräfte kehrten langsam zwar, aber doch ohne Rückgang, wieder. Der Graf war noch fern. Als

man nun vor jeder neuen Täuschung des tückischen Fiebers sicher zu seyn glaubte, meldete man ihm meine Besserung und lud ihn zur Rückkehr ein. Doch hatte er diese Nachricht noch nicht empfangen, als ich einen Entschluß faßte, der ihm das entriß, was er so schon verloren gegeben hatte, und mich aus einem Verhältnisse rettete, das mir zu keiner Zeit erfreulich, mit meiner jetzigen Stimmung aber durchaus unverträglich war.

Ich war jetzt, den Versicherungen meines geschickten Arztes zufolge, gegen einen Rückfall vollkommen gesichert; ich durfte zu meinen gewohnten Beschäftigungen zurückkehren, und Menschen um mich sehn, da während der Krankheit jeder fremde Besuch auf das strengste verboten war. Ich fühlte mich jetzt stark genug, um ohne Gefahr an das Ereigniß zu denken, das meinen Rückfall verursacht hatte, und ich bat meine Freunde, mir eine Sache aufzuklären, die

sie bisher aus Schonung zu berühren vermieden hatten. Sie willfahrten meine Bitte, und ich erfuhr folgendes:

Die Unglückliche, welche ihrem Leben durch den Sturz vom Thurme freywillig ein Ende gemacht hatte, war Amalia Zaloska, die Stieftochter des Obersten, dessen Seelenamt gerade in dieser Stunde gehalten wurde. Sie hatte ihren Vater im Kriege verloren, und ihre Mutter hatte sich noch vor Ablauf des Trauerjahrs mit dem Oberst Picart vermählt, dessen Gemahlin um eben dieselbe Zeit gestorben war, wie man sagte, aus Gram über die Vernachlässigung ihres Gemahls, der schon seit langer Zeit in einem verbotenen Umgange mit Frau von Zaloska lebte. Diese zweyte Ehe, das Werk einer strafbaren Leidenschaft, erfüllte die Erwartungen nicht, welche sich beyde Theile davon gemacht haben mochten. Frau von Zaloska war jung, schön, dem Vergnügen ergeben und überaus gefallsüchtig; der Oberst

heftig und voll Eifersucht. So war reicher Stoff zur Zwietracht da, die auch oft in Flammen ausbrach, wenn die Heftigkeit des Mannes und der Stolz der Frau einander entgegentraten. Dennoch erhielt sich die Leidenschaft des erstern; und Lodoiska verstand die Kunst, in jedem ruhigen Zwischenraum die Banden fester zu ziehn, die das Herz ihres Gemahls an sie fesselten. Zwischen den Aeltern und als Zeugin dieses verworrenen Verhältnisses wuchs Amalie auf, oft der Gegenstand des älterlichen Zwistes, da der Oberst sie eben so unbedingt liebte, als ihre Mutter sie haßte. Amalie hatte die Schönheit und den Stolz ihrer Mutter geerbt, und bey vielen herrlichen Gaben des Geistes gebrach es ihr an Milde des Charakters und an weiblicher Geschmeidigkeit. Doch war Tugend in ihr, und ein lebendiger Haß des Bösen, das sie täglich in ihrer Nähe sah, und bisweilen durch bittre Verachtung rügte.

Als Amalie ihr sechzehntes Jahr zurückgelegt hatte, war kein Fräulein in der an Schönheit reichen Stadt, das ihr den Rang streitig gemacht hätte. Um diese Zeit wurde Graf Düras in ihrem Hause eingeführt, der mit der französischen Gesandtschaft in die Residenz gekommen war; ein junger Mann von großem Vermögen, angenehmer Gestalt und einnehmenden Sitten. Er sah Amalien; ihre Schönheit reizte ihn, ihr Geist zog ihn an; seine Besuche vermehrten sich, und in kurzem war es ihm gelungen, ihr eine Leidenschaft einzuflößen, die er selbst nicht theilte. Da die Mutter, mit ihren eignen Angelegenheiten beschäftigt, wenig auf ihre Tochter achtete, der Vater aber eine Neigung zu begünstigen schien, welche die schönsten Aussichten eröffnete, so gab sich Amalie dem Zuge ihres Herzens sorglos hin, und erwartete von der Verbindung mit dem liebenswürdigsten Manne alles Glück, was ein junges Gemüth in dem Rausche der

ersten Liebe träumt. Indeß wich der Graf einer ernstlichen Erklärung aus, und während er Amalien ohne Unterlaß seine Liebe betheuerte, klagte er oft in räthselhaften Worten das Schicksal an, das sich so oft zwischen die heißesten Wünsche der Menschen dränge. Zugleich aber bot er alle Künste der Verführung auf, die ihm vollkommen zu Gebote standen, um das liebende Herz Amaliens immer fester zu umstricken, und sie einem strafbaren Ziele zuzuführen. Die Arme sah den Abgrund nicht, dem sie sich näherte, und sie wäre vielleicht hinabgerissen worden, wenn ihr nicht durch die Dienstfertigkeit ihrer Cammerfrau einiges von den Galanterien des Grafen zu Ohren gekommen wäre, was wenigstens ihre Aufmerksamkeit rege machte. Der Stolz ihrer Tugend erwachte, und ob sie gleich unvermögend war, eine Leidenschaft auszurotten, die zu tief in ihrem Gemüthe gewurzelt, durch Düras Gegenwart immer neue Nahrung er-

hielt, so bewachte sie sich doch mit größerer Sorgfalt, und entging so der Gefahr, mit der sie bedroht war.

Den geübten Blicken des Grafen entging die größere Zurückhaltung in Amaliens Wesen nicht. Er forschte leise nach der Ursache; da sie aber nichts verrieth, fing er an zu muthmaßen, daß ihre Zurückhaltung ein Mittel seyn solle, ihm eine Erklärung abzudringen. Dieser Meinung gemäß, ließ er jetzt bestimmtere Hoffnungen zu einer nähern Vereinigung blicken, die bald wieder mit Aeußerungen einer großen Schwermuth abwechselten, immer aber mit den heiligsten Schwüren seiner Liebe verbunden waren. Amalie setzte kein Mistrauen in seine Aufrichtigkeit, aber ihre strenge Zurückhaltung blieb sich gleich; denn so hoffte sie Dûras Gemüth von dem Leichtsinne zu heilen, welcher der Jugend seiner Nation eigenthümlich ist. Gerade in den Tagen aber, wo sie glaubte ihrem Glücke näher zu seyn, er-

folgte Virginiens Flucht und der Tod des Obersten, der sie um desto schmerzlicher traf, je mehr sie ihm und seinem zärtlichen Schutze gegen Lodoiskens unmütterliche Gesinnungen dankte. In ihrem großen Schmerze war die einzige Zuflucht ihres Herzens das Vertrauen auf Dūras, und die Hoffnung, durch ihn der Willkühr ihrer Mutter entrissen zu werden. Auch diese Hoffnung ging unter, und auf eine Weise, die sie in dem Innersten ihres Lebens verwundete.

Dūras hatte sie wie gewöhnlich besucht und mit mehr als gewöhnlicher Zärtlichkeit seine Thränen mit den ihrigen gemischt. Die Heftigkeit ihres Schmerzes und das Gefühl ihrer Hülflosigkeit hatte ihre Zurückhaltung ein wenig vermindert. Sie warf sich in die Arme des Grafen und weinte an seiner Brust, und suchte Trost an seinem liebenden Herzen. Nie war sie schöner, nie war er schmeichelnder und theilnehmender gewesen. Jedes seiner Worte war ein Trost,

jeder Laut legte sich kühlend an ihr verwundetes Herz. So verließ er sie, und sie dankte dem Himmel mit aufgehobnen Händen, daß er ihr doch noch eine Stütze gelassen hätte. Indem sie so dankt, und lindernde Thränen von ihren Augen strömen, kömmt ihre Mutter in das Zimmer, um einige gleichgültige Gegenstände zu besprechen, und als sie sich wieder entfernt hat, findet Amalie einen schmalen Papierstreifen auf dem Boden, den Lodoiska wahrscheinlich mit dem Tuche aus der Tasche gezogen hatte. Sie hebt ihn auf, erkennt die Hand des Grafen und entfaltet das Billet ohne Erwartung und Neugier. Aber wie war sie betroffen als sie folgendes las:

„Quäle doch dein Herz nicht mit eitelm Wahn. Wenn du meinen Schwüren nicht traust, o! so vertraue doch dir selbst und der Fülle deiner Liebenswürdigkeit. O! Lodoiska, verleumde eine Liebe nicht, die, wie ihr Gegenstand, nicht ihres Gleichen hat;

kränke nicht durch Mistrauen ein Herz, das nur für Dich schlägt, in Dir nur lebt, und mit deinem Bilde erfüllt, jedes Glück verschmäht, das Du ihm nicht beutst. Verbanne jede Besorgniß, süßes Weib, und wenn es nöthig ist, um die wachende Eifersucht einzuschläfern, mit der Liebe eines Kindes zu spielen, so glaube nur, daß die Peinlichkeit dieses Scherzes durch nichts als das unbedingte Zutraun belohnt werden kann, mit dem Du Dich meiner Zärtlichkeit ergibst.“

Amalie las diese Zeilen zuerst nur mit den Augen und ohne Sinn; erst beym zweyten Lesen begriff sie den ganzen Verrath. Eine tiefe Betäubung folgte auf diese Entdeckung; dann Erinnerungen an vieles, früher kaum bemerkte; an überraschte Bewegungen und Blicke, und an gewisse Veranstaltungen ihrer Mutter während der letzten Abwesenheit ihres Gemahls — Alles das ging jetzt schnell durch ihre Seele, und eröffnete ihren Blicken einen Abgrund von

Abscheulichkeit, vor dem ihr ganzes Wesen erbebte, und in den sie sich doch nicht enthalten konnte, immer von neuem hinabzuschauen. Abscheu, tiefe Verachtung, bittrer Schmerz und eine dumpfe Verzweiflung stürmten zugleich auf sie ein. Ihr Stolz war auf das heftigste empört, ihr Herz zerrissen, ihre Hoffnungen vernichtet, das Leben lag vor ihr wie ein verheertes Land, aus dessen Boden die Flammen der Verwüstung schlugen, während ein dunkles und unglücksschwangeres Gewölk über seiner Oberfläche brütete und wogte. Ihr Beschützer war todt, ihre erste Liebe schändlich verrathen, und die, in deren Gewalt sie jetzt war, hatte sich aus einer Mutter in eine Nebenbuhlerin umgewandelt. Unter solchen Gräueln zu leben, schien ihr unmöglich. Sie beschloß zu sterben. Aber ihr Tod sollte den Abscheu der Welt und den Fluch des Himmels auf die Häupter der Verräther bringen. So entwarf sie den schaudervollen Plan. Von die-

sem Augenblick an sprach sie nicht mehr. Aber Nachbarn hatten bemerkt, daß sie die Nacht hindurch geschrieben, öfters aufgestanden, mit schnellen Schritten durch das Zimmer gegangen, und bis an den Morgen bey Licht aufgewesen sey.

Am folgenden Tage kleidete sie sich selbst an, und ging in tiefer Trauer nach dem Dom. Wer sie gehn sah, blieb stehn, und verfolgte mit seinen Blicken die hohe und zarte Gestalt, die mit gesenkten Augen durch die Straßen ging, und nichts von Allem zu bemerken schien, was um sie geschah. Ihr blondes Haar war aufgelöst und floß, von zarten Perlenschnüren um die Schläfe gehalten, wie ein silberner Schleyer über den Nacken herab, und warf seinen zarten Schatten auf ihr blasses Angesicht, das durch tiefe Traurigkeit noch verschönert ward. Viele verließen ihren Weg, und folgten ihr nach, um sie beten zu sehn. Sie trat in den Dom, und nahe bey dem Katafalke kniend,

schien sie in tiefes Beten versunken zu seyn. Lange lag sie so, aber ihre Lippen bewegten sich nicht, und sie hätte ein Bild geschienen, wäre nicht bisweilen ein flüchtiges Roth über ihre Stirn und Wangen gegangen. Endlich stand sie auf, und verschwand durch eine Seitenthüre. Mit hastigen Schritten hatte man sie die Treppe hinaufeilen sehn, und wenige Augenblicke nachher ward ihr gewaltsamer Tod in der Kirche bekannt.

Den Eindruck, den diese Nachricht auf die Versammlung machte, will ich nicht beschreiben. Ein dumpfes Murmeln ging durch das Gotteshaus; viele stürzten hinaus; andre kamen mit verstörtem Angesicht herein. Jetzt ward auch an der Stelle, wo sie gekniet hatte, ein Blatt gefunden von ihrer Hand beschrieben, mit dem Verlaufe der Geschichte in kurzen Worten. Die Bewegung des Volkes war zum Aufruhr. Man las, man erzählte, man suchte die ehebrecherische Mutter, die es wage, an dem Todten-

gerüst ihres Gemahls zu knien, und kaum fand sie in einer Capelle von Priestern umringt gegen die empörte Menge Schutz. Wuth und Schelten erfüllte die heilige Stelle, und kaum konnten die Priester ihr Geschäft vollbringen, den Todten zur Ruhe zu beten, die ihn auch bey seiner letzten Feyer floh. Lodoiska wurde eine Zeitlang versteckt gehalten, und erst nachdem sie ihre Kleider gewechselt, konnte sie nach Hause geleitet werden, und floh halb wahnsinnig über die Stelle, wo das Blut ihrer Tochter gen sie um Rache schrie. Durch eine geheime Pforte und auf Umwegen gelangte sie in ihr Haus, und die ganze Nacht hindurch hörte sie schreckende Drohungen von Menschen, die sich immer aufs neue an ihrer Thür versammelten. Am folgenden Tag ergriff sie verkleidet die Flucht. Dūras folgte ihr. Von ihrem weiteren Schicksal war nichts bekannt.

Diese Geschichte, welche lauter Personen

betraf, denen ich oft in den glänzenden Versammlungen der großen Welt begegnet hatte, erschütterte mich so sehr, und erfüllte mich mit einem so tiefen Abscheu gegen die herrschenden Sitten, daß ich von diesem Augenblick an keinen andern Gedanken hegte, als mich aus diesem feindseligen Gedränge in eine Freystatt zu retten, wo ich gegen die Gefahren sicher wäre, die ich auf diesem wüsten Schauplatze überall wie Larven der Hölle gegen mich aufsteigen sah. Die kurze Geschichte meines Lebens belehrte mich hinlänglich, wie falsch und unzuverlässig das eigne Herz ist, wie leicht es die Farbe der nächsten Umgebungen annimmt, wie leicht es sich in Irrthum und Frevel berauscht, um endlich an dem Rande des Abgrundes mit Entsetzen zu erwachen. Ich glaubte in meinen Schicksalen einen deutlichen Wink der Vorsehung zu erkennen, mich vor solchen Gefahren zu retten. Die fieberhaften Gesichte meiner Krankheit traten mir von

neuem

neuem vor die Seele; ich deutete sie meiner jetzigen Stimmung gemäß, und die Vorstellung von dem Glück einer Heiligen schlug in meiner Brust wie eine flammende Lohe auf, welche jede weltliche Rücksicht verzehrte, und mir, wie die Feuersäule des Herrn, den Weg durch die Wüste des Lebens zeigte. Ich hatte Gott den Rest meiner Tage gelobt, und es schien mir, als ob ich dieses Gelübde nicht anders erfüllen könnte, als wenn ich ietzt meiner Furcht vor den Verführungen der Welt Gehör gäbe, und mich ihr gänzlich entzöge. Meine Verbindung mit dem Grafen beunruhigte mich nicht. Mein Herz hatte nie Antheil daran gehabt, und so überredete ich mich leicht, daß es auch ihn sehr wenig kosten würde, einer Person zu entsagen, die er schon als todt verlassen hatte. Dem innern Beruf, der Stimme Gottes in meiner Brust, hätten auch andere Rücksichten weichen müssen, und so schrieb ich dem Grafen meinen Entschluß

mit der erhöhten Stimmung und der Aufrichtigkeit einer Person, die, im Begriffe die Welt zu verlassen, schon über jedes irdische Verhältniß erhoben ist. Ich bat ihn, von meinen Gütern das, welches ihm am meisten gefiel, zum Geschenk anzunehmen, und mir zu verzeihen, wenn ich ihn *vielleicht* mit einem Wahn von Liebe getäuscht hätte. — Der Graf antwortete gerührt, und mit einem schmerzlichern Gefühl, als ich erwartet hatte. Mein Geschenk lehnte er ab. Einige Jahre später erfuhr ich, daß er sich mit der Wittwe eines Fürsten L. verheirathet habe, ein Haus in Wien mache, und allem Anscheine nach glücklich sey. Ich habe *ihn* nie wieder gesehn.

Sobald ich meinen Scheidebrief auf die Post gegeben hatte, eröffnete ich meinem Vormunde den gefaßten Entschluß mit einer Festigkeit, welche alle Gegenvorstellungen abschnitt, und bat ihn, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um sogleich den folgen-

den Tag an den Ort meiner Bestimmung abgehn zu können. Ich hatte den strengen Orden der Carmeliterinnen und ein Kloster gewählt, das in einer der einsamsten Gegenden von Baiern lag. Mein Wunsch ward erfüllt. Ohne von jemand Abschied zu nehmen, eilte ich den Mauern zu, die mich begraben, oder, wie ich es damals auslegte, aus der Wüste der Welt in das Paradies der Ruhe und Unschuld retten sollten.

Der Anfang entsprach meinen Erwartungen allerdings. Ich ward als ein Fräulein von ansehnlichem Vermögen und guter Abkunft mit mehr als gewöhnlicher Freundlichkeit aufgenommen und mein Entschluß hoch gepriesen. Jedermann stellte seine besten Eigenschaften zur Schau; man wollte nicht nur fromm, sondern liebenswürdig und geistreich seyn. Nun wußte ich zwar sehr wohl, daß der sanfte und süße Ton, welcher in Frauenklöstern herrscht, gar nicht immer ein Unterpfand eines sanften Gemüthes ist,

aber ich gab mir Mühe Alles das zu vergessen, oder als boshafte Verleumdung niederzutreten. Auf jeden Fall war ich entschlossen, in mir das Bild einer vollkommnen Klosterfrau darzustellen, und unbekümmert um das, was mir zur Rechten und zur Linken lag, mit unablässigem Ernst nach der Heiligung meines Gemüthes zu ringen. Ich brachte daher den größten Theil des Tages in geistlichen Uebungen zu, und mein Beruf war so ernsthaft, daß ich mich erst dann ruhig fühlte, als die Prüfungen des Noviziats ihren Anfang nahmen. Wenn ich jetzt an jene Zeit zurück denke, so ist es mir fast unbegreiflich, wie ich bey einer von Natur nicht starken, und durch eine lange Krankheit geschwächten Constitution alle die Leiden habe ertragen können, die mir das Gesetz und meine eigne Schwärmerey auferlegte. Aber die Anspannung meines Geistes und meine poetische Richtung auf das Ueberirdische machte mich gegen körperliche

Leiden fast gefühllos; und ob gleich die oft kindischen Demüthigungen, denen ich zur Prüfung unterworfen wurde, mehr noch meinen Geschmack als meinen Stolz beleidigten, so schien mir doch alles nur eine Kleinigkeit in Vergleichung mit dem Ziele, nach welchem ich strebte, und das nur durch Demuth und Bezwingung des eignen Willens errungen werden konnte. Aber mitten in meinem Eifer störte mich oft die Wiederkehr der jugendlichen Eindrücke, die Erinnerungen an die Sarcasmen meiner französischen Meister, und vor Allem die Bemerkung, daß die, in deren Hände ich mein Gewissen und meine Seligkeit legte, von dem innern Wesen der Religion und ihrer Erhabenheit so wenig ergriffen waren, und immer nur an ihren Formeln oder an der äußern Schale ihrer Gebräuche hingen. Ich wußte aus frühern Erfahrungen, die ich nicht ganz in mir austilgen konnte, daß die gröbsten Vergehungen einer sündlichen Natur ohne Um-

stände vergeben, kleine Verabsäumungen der Disciplin hingegen mit unerbittlicher Strenge gerügt wurden. Der Unwille, den ich darüber schon früher empfunden hatte, regte sich auch jetzt öfters in mir, und es ist kaum auszusprechen, mit welcher Seelenangst ich dagegen kämpfte, und durch welche Sophismen ich mir eine Achtung gegen diese Verkehrtheit einreden wollte. Mein Beichtvater, dem ich auch meine leisesten Zweifel nicht verhehlte, suchte mich auf alle Weise in diesem verkehrten Wesen zu bestärken, in welchem er selbst aufgewachsen und verhärtet war. Dieser beschränkte und engherzige Mann kannte das ganze Gebäude der Religion, so wie es der Scharfsinn der Theologen in einer Reihe von Jahrhunderten zusammengefügt hat, nach allen seinen Theilen; aber ihre innere Herrlichkeit war ihm nicht kund geworden, und von dem Zustande eines jugendlichen, nach Seligkeit ringenden Gemüths, hatte er nie eine Ahndung gehabt.

Oft, wenn ich nach einem Troste rang, den ich in den mechanischen Uebungen der Religion nicht fand, schalt er mich und rückte mir meinen Unglauben vor; und wenn ich ihm die Seligkeiten eines Gemüthes schilderte, das sich in Gott versenkt, schalt er mich wieder, und gebot mir, meine Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen. Meine Zweifel erdrückte er durch die schwere Masse seiner Gelehrsamkeit; und meine innigsten Ueberzeugungen machte er wankend, wenn sie nicht buchstäblich mit den Formeln seines Glaubens zusammenstimmten. Wie hierbey mein Zustand war, wie ich kämpfte, wie ich mich peinigte, um die Stimme der Vernunft, die ich für eine Versuchung zum Bösen hielt, niederzudrücken, und mir den Glauben der Kirche oder meines Beichtvaters in allen Punkten anzueignen, ist mit Worten nicht zu beschreiben. Ich brachte halbe Nächte knieend am Altar zu, Gott um Erleuchtung zu bitten, und vergoß bittre Thränen über

die Sprödigkeit meines Herzens, und über den hartnäckigen Widerstand, den mein alter Unglaube, wie ich wähnte, der bessern Einsicht entgegensetzte. Ueber diesen unnatürlichen Kämpfen und Peinigungen, durch die ich mich zur Religion zu bekehren hoffte, wäre mir fast die Religion selbst entschlüpft; und statt der Freudigkeit, die ich mir verheißen hatte, wurde mein Zustand immer trauriger und trostloser. Zu diesen innern Leiden, die mit meinen Erwartungen in einem so großen Widerspruche standen, gesellte sich der Unmuth, den mir die nähere Betrachtung des Klosterlebens, so wie es war, wider meinen Willen verursachte. Ich sah immer mehr, daß die reine Erhebung des Gemüthes zu dem Göttlichen, von der ich mich bereden wollte, daß sie sich aus der Eitelkeit der Welt hinter die Mauern des Klosters gerettet habe, fast nur in leeren Formen bestand, die den innern Mangel auf eine höchst dürftige Weise bedeckten, und

daß die Leidenschaften und alle feindseligen Elemente der Welt in diesem ihren kleinen Ausschnitte eben so feindlich und furchtbar gegen einander standen, als in der größern. Was ich hier von Mißgunst, heimlichem Neid über unbedeutende Vorzüge, übelversteckten Stolze, brennendem Ehrgeize und niedriger Verleumdungssucht sah, war eben so häßlich, und da die gefällige Form fehlte, noch widriger, als in der großen Welt, und weil sich hier alles in einem engern festgeschlossenen Kreise bewegte, viel drückender und peinlicher. Es war umsonst, daß ich mir sagte, Gott lasse alles dieses Böse zu, damit der Glaube der wahrhaft Frommen geprüft würde; denn ich konnte nicht vergessen, daß ich die Welt geflohen hatte, um gegen ihre Versuchungen gesichert und des mißlichen Kampfes überhoben zu seyn. Was half es mir, allen Genüssen unschuldiger Freuden entsagt zu haben, wenn ich hier in Gefahren gerieth, die bey dem engen Verein

noch weniger vermieden werden konnten? Diese Gedanken quälten mich außerordentlich. Die Versicherung meines Beichtvaters, daß dieses Eingebungen des bösen Geistes wären, der mich von meinem heiligen Beruf in die Gräuel der Welt zurückziehen wolle, weit entfernt, mich zu trösten, vermehrte nur meinen Kampf, und ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, hätte nicht die Regierung, im dritten Monate meines Noviziats, das Kloster wegen einer kund gewordenen Gewaltthätigkeit, welche sich die Klosterfrauen an einer ihrer Mitschwestern erlaubt hatten, plötzlich aufgehoben, und den Nonnen befohlen, sich in andre Klöster zu vertheilen.

Dieses Ereigniß endigte meinen Kampf keineswegs. Meine Ansicht war noch nicht zur Klarheit gediehen; die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, meine Erwartung befriedigt zu sehn. Ich war also nicht viel weniger bestürzt, als die bejahrteren Schwestern, und beschloß, mein Noviziat in einem

andern Kloster zu endigen. Unser Auszug geschah im Anfang des Winters. Die Witterung war rauh, ich erkältete mich unterwegs und ward krank. Ich mußte auf einem Dorfe zurückbleiben, wo eine wohlhabende Gutsbesitzerin, Mutter einer zahlreichen Familie und seit kurzem Wittwe, mich aufnahm, und für mich wie für ihr Kind zu sorgen versprach. Die übrigen setzten ihre Reise fort und zerstreuten sich in verschiedene Gegenden.

Meine Krankheit war mehr hartnäckig als gefährlich, und ich war bald so weit hergestellt, daß ich außer Bette seyn, und meine geistlichen Uebungen fortsetzen konnte. Meine Wirthin besuchte mich oft. Sie schien großen Antheil an meiner Jugend zu nehmen, und da sie bemerkte, mit welcher Strenge ich mich während meiner Krankheit und nachher behandelte, ließ sie mich ihre Verwunderung merken, daß ein Frauenzimmer von meinen Jahren und meiner Geburt einen so

harten Stand freywillig erwählt habe. Ihre Theilnahme gewann allmählig mein Vertrauen, und ich entdeckte ihr, wie ich zu dem Entschlusse gekommen sey, die Mauern des Klosters der Welt und ihren scheinbaren Freuden vorzuziehn. Anfänglich lobte sie meinen frommen Sinn, doch mit dem Zusatze, daß ich ja meinen Vorsatz auch bey einer milderen Regel hätte erreichen können, und daß überhaupt wohl so harte Büßungen nur denen zukämen, welche für schwere Sünden verantwortlich wären. Allmählig aber, als sie wahrnahm, daß ich Vertrauen zu ihr hegte, mißbilligte sie meinen Entschluß gerade zu, indem sie behauptete, daß er mich nicht zum Frieden, sondern zu einer tiefen, aber unnützen Reue führen würde. Das Klosterleben, setzte sie hinzu, habe einen trügerischen Reiz für junge Gemüther, die oft, wenn sie beym Eintritte in die Welt ihre Hoffnungen getäuscht sähen, sich sogleich mit ihr entzweyten, und in der Aufwallung ih-

res Unwillens, den sie für die Wirkung eines göttlichen Berufs hielten, in die Celle eines Klosters flüchteten, wo sie sich gegen die Laster und Leiden des Lebens gesichert glaubten. Allzuspät würden sie dann den Irrthum gewahr, und manches Herz wäre gebrochen aus Verzweiflung über den voreiligen Schritt, und die traurige Auflösung des frommen Wahns. — Indem sie dieses sagte, und mir ein Bild des Klosterlebens entwarf, in dessen Grundstrichen ich leider meine eignen Erfahrungen wieder fand, fing sie an, bitterlich zu weinen, faßte meine beyden Hände mit den ihrigen, und beschwor mich, nicht aus Eigensinn auf einem Vorsatze zu beharren, der, so rühmlich seine Quelle wäre, nur zu einem traurigen Ziele führen könne. Sie erzählte mir hierauf, wie ihre älteste Tochter, ein schönes und frommes Mädchen, ebenfalls in ihrem achtzehnten Jahre eine Abneigung gegen die Welt gefaßt, und wider den Willen ihrer Aeltern,

und zum größten Schmerz eines jungen Mannes, der sie aufrichtig geliebt, den Schleyer genommen, und wie nach wenigen Jahren dieses arme betrogene Kind aus Gram gestorben sey. Wir wußten anfänglich die Ursache ihres Todes nicht, setzte die weinende Mutter hinzu; denn nie wollte sie uns gestehen, daß sie unglücklich sey; aber, wenige Monate vor ihrem Tode, schrieb sie insgeheim an eine Freundin, die ebenfalls im Begriff war, sich dem Kloster zu widmen, und beschwor sie mit den rührendsten Ausdrücken, lieber in der Welt fromm und tugendhaft zu leben, als in den Cellen der Klöster. Dieser Brief wirkte seiner Absicht gemäß, aber er ward verrathen, und meine arme Tochter ein Gegenstand des Abscheus unter ihren Mitschwestern. Man sperrte sie ein; aller Verkehr mit ihren Aeltern und Verwandten ward aufgehoben, und es ist nur allzuwahrscheinlich, daß die grausamen Büßungen, mit denen man in solchen Fällen

den Verrath frommer Geheimnisse zu bestrafen pflegt, die Wirkungen ihres stillen Grames beschleunigt haben. Erst nach ihrem Tode haben wir sie wieder gesehn, und kaum noch in der abgezehrten, leidenden Gestalt einige Züge unsrer geliebten Tochter erkannt. Ich würde untröstlich seyn, fuhr sie fort, indem ihre Thränen noch reichlicher flossen, wenn ich mir Schuld geben dürfte, auf irgend eine Weise ihren Entschluß unterstützt zu haben; aber ich war immer davon weit entfernt. Ihr Vater, der sie auf das zärtlichste geliebt hatte, und dem, was sie für einen höhern Beruf hielt, am wenigsten zuwider gewesen war, ist seit ihrem Tode wenig froh geworden; ein geheimer Gram nagte an seinem Leben, und er ist allzufrüh einem Kinde nachgefolgt, dessen trauriges Schicksal ihn noch auf seinem Todtenbette und in den Fieberträumen seiner letzten Tage unaufhörlich beschäftigte."

Diese Unterredung, welcher ähnliche folg-

ten, machte einen tiefen Eindruck auf mich. Ich rief alle meine Erfahrungen zurück; ich durchforschte meine innersten Gesinnungen vor Gott, und ich fand, daß meine Zweifel an der Tauglichkeit des gewählten Standes wenigstens nicht aus einem verborgenen und sündhaften Hange nach der Welt entsprängen. Ich war mir bewußt, das Gute aufrichtig zu wollen; meine Seele sehnte sich nach Gott; ich bebte noch eben so wie sonst vor den Verführungen der Welt; aber ich sah immer deutlicher ein, daß, um diesen zu entgehn, es anderer Mittel bedurfte, als Mauern und Riegel. Der Mittelzustand, in welchem ich mich jetzt befand, war von einer Ruhe begleitet, die ich während meines ganzen Noviziats nicht gefühlt hatte, und der Schleyer, mit welchem meine religiösen Vorstellungen umhüllt gewesen waren, wurde lichter und heiterer. Die Ursachen der harten Büßungen, mit denen ich mich belastet hatte, hörten auf; ich konnte mit freyerem

Herzen beten; das Gebet gab mir Stärke und frohen Muth, und seltner und immer seltner drängten sich aus den Hinterhalten meiner Melancholie alte Zweifel vor. Ich wagte es jetzt zu meinen vorigen Beschäftigungen zurückzukehren, und einzelne Stunden der Musik zu widmen, die ich im Kloster, als ein Gegenstand weltlicher Genüsse, gänzlich verlassen hatte. Zugleich unternahm ich den Unterricht der jüngern Töchter meiner Wirthin, liebenswürdiger Kinder von großer Empfänglichkeit und Lernbegierde, die sich allmählig so an mich gewöhnten, daß sie mich gar nicht mehr verlassen wollten. Diesem Geschäfte habe ich die Heilung meines kranken Gemüthes ganz vorzüglich zu danken gehabt. Durch die Kinder ward ich wieder an die Welt geknüpft. Außerdem sah ich rund um mich her ein einfaches und friedfertiges Leben; eine wohlgeführte, verständige Wirthschaft; frohe Thätigkeit überall; Wohlwollen der Herrschaft;

Willigkeit der Diener; Eintracht zwischen Aeltern und Kindern, und einen frommen Sinn bey Allen ohne Uebertreibung und Schwärmerey. Hier, mitten in der Welt, fand ich, was ich im Kloster umsonst gesucht hatte, einfache Sitten, Unschuld und Zufriedenheit, Alles wie von selbst entstanden, ohne Anstrengung, und ohne den Prunk unsers klösterlichen geschäftigen Müßiggangs. Oft wenn ich meine verständige Wirthin nach der Ursache der Erscheinungen fragte, deren Anblick mir so erheiternd und heilsam war, antwortete sie: Ich bin mir dabey keiner künstlichen Mittel bewußt; nur Eines leitet mich, die Ueberzeugung, die ich von meinen frommen Aeltern und Groß-Aeltern geerbt habe, daß die Furcht Gottes der Anfang aller Weisheit ist, und daß, wo Gott nicht das Haus behütet, der Wächter umsonst wacht. Mit Gott fange ich täglich mein Werk an und endige mit ihm, und so thun alle mein Hausgenossen. Meine Kinder

wissen, daß es nicht genug ist, einige Rosenkränze zu beten und in die Kirche zu gehn, obgleich auch die Gebräuche nützlich sind, um auf dem guten Wege zu erhalten, und die zerstreuten Sinne zu sammeln, sondern daß Gott nur diejenigen liebt, die ihre Pflicht mit Freudigkeit und um seinetwillen thun, und daß, was gewiß auch nicht unwichtig ist, auch wir Gott dann am meisten und innigsten lieben, wenn wir uns guter Handlungen und eines reinen Herzens bewußt sind. Diese Denkungsart ist die Grundlage unsers Lebens und Thuns. Sie ist auf meine Hausgenossen übergegangen, die fast alle auf diesem Gute erwachsen sind, und auch die Fremden, die von Zeit zu Zeit in meine Dienste treten, nehmen sie entweder an, oder entfernen sich bald wieder, wenn ihnen unsre Ordnung misfällt. Hierdurch wird mir Alles leicht. Ich habe nur zu sorgen, daß durch die Erhaltung dieser Ordnung die Gelegenheiten zum Bösen gleich

in ihrem ersten Anfang abgeschnitten werden. Da ich jedem alle erlaubten Vortheile, und zur rechten Zeit den Genuß der Muße gönne, so habe ich das Vergnügen, daß fast jedes mehr thut, als ich von ihm fordere, und seine Pflicht mit Freudigkeit erfüllt. Selten habe ich Ursache streng mit *ihnen* zu reden; wenn es aber nöthig ist, so geschieht es mit Kürze und ohne Bitterkeit. Denn Gott hat mir einen frohen Sinn gegeben, und ich bin unter den zahlreichen Geschäften meines Hauswesens immer heiter, weil ich mir bewußt bin, mein Leben auf eine nützliche Weise anzuwenden. „Bete und arbeite, sagte mein seliger Vater, und ich habe auch bey großen Leiden gefunden, daß diese beyden Dinge die Ruhe am gewissesten herbeyführen, und das sicherste Mittel gegen Versuchungen zum Bösen sind.“

Diesen Grundsätzen eines schlichten Verstandes konnte ich meinen Beyfall nicht versagen, und je mehr ich sie mit meinen eig-

nen Erfahrungen zusammenhielt, desto zuverlässiger kamen sie mir vor. Entsprang nicht das Böse, das mich aus der Welt vertrieben hatte, ganz vorzüglich aus zwey Quellen, aus der Gleichgültigkeit der höhern Stände gegen die Religion, und dem Ueberflusse der müßigen Zeit, die sie auszufüllen hatten? Da den Reichen und Vornehmen meist von Jugend an das Leben so leicht gemacht wird, daß sie zu arbeiten wähnen, wenn sich andere für sie bemühen, und bey der Bereitwilligkeit ihrer Umgebungen, sie in diesem Wahn zu erhalten, meist die geringste Zeit für ihre Geschäfte hinreicht; so ist es kein Wunder, wenn sie bey ihrer frühen Verwöhnung, ihrer Schlaffheit, ihrer Ueberreizung, das leere Daseyn mit ungewöhnlichen Genüssen ausfüllen, und die alltägliche Kost des Lebens durch Thorheit und Laster würzen wollen. Die bösen Neigungen, die in der Natur des Menschen liegen, und welche der harte und steinige Boden

eines dürftigen Lebens im Aufkeimen er-
stickt, wuchern in dem lockern Boden des
ihrigen mit unglaublicher Ueppigkeit auf;
ihre Laune wird zur Tollheit, ihre Eitelkeit
zum Wahnsinn, ihre Lüste zur Wuth. Ein
Wunder wäre es, wenn in ein so umdüster-
tes Leben noch ein Strahl der höhern Welt
eindränge, wenn nicht Glaube, Liebe und
Hoffnung da erlöschte, wo der gebrechliche
Mensch nur an sich und an seine Macht
glaubt, nur sein verworrenes und entehrtes
Selbst liebt, und auf nichts hofft, als auf
die Befriedigung seiner phantastischen Wün-
sche. So erzeugt die Gleichgültigkeit gegen
Gott das sittliche Verderbniß, und aus dem
sittlichen Verderbniß erwächst hinwiederum
ein ruchloser Unglaube. Nur wo die Reli-
gion feste Wurzeln geschlagen hat, da stehen
auch die Sitten fest, und auf dem schlüpfri-
gen Boden des Reichthums und der irdi-
schen Größe hält sie allein. Wird es schon
den Großen der Erde schwerer in das Him-

melreich einzugehn, als dem letzten ihrer Unterthanen, so ist es ihnen doch nicht verschlossen und durch den Glauben und die Liebe zu Gott sind auch auf den Thronen und an dem Fuße der Thronen Muster einer heiligen und heldenmüthigen Größe gebildet worden, nicht durch schlaffes Dahingeben an die Gebräuche der Religion, zu denen oft das entnervte Laster als zu seinem letzten Nothanker flieht, sondern durch kräftige Gottesfurcht. Kein Mensch ist wahrhaft groß worden als durch Religion; und auch die ruhmvollen Heiden, die Helden in Krieg und Frieden, die standhaften Vertheidiger des Rechts und der Freyheit, ehrten ihre Götter und kämpften für sie ihrem Glauben gemäß. Wenn die Mächtigen der Erde und ihre nächsten Umgebungen — scheinbar so hoch über den gemeinen Haufen erhaben — oft so tief sinken, und durch die Vernachlässigung aller ihrer Pflichten, und durch die Gräuel, die sie umringen,

noch ekelhafter werden, als die in Lumpen gehüllte Bettlerschaar, die nicht einmal den Schwellen ihrer goldnen Paläste nahen darf — was anderes ist daran schuld, als daß sie freywillig von der Nähe dessen herabsteigen, dessen Ebenbild sie sind, und das Licht der Seligkeit und Freude in den schmutzigen Tiefen der Erde suchen? In ihrer ursprünglichen Höhe sind sie der Stolz und die Freude der Welt; ihr Beyspiel entflammt zu jeder Tugend; jedes Opfer für sie scheint gering; ihr freundliches Nähern schon ist dem Leidenden Trost. Aber in dieser Höhe, dieser erhabnen Bestimmung getreu erhält sie nur Gott und der Glaube an Gott. Sobald sie auf sich selbst ruhen wollen, stürzen sie augenblicklich herab, selbst entwürdigt, und andre durch ihr Beyspiel entwürdigend.

Je mehr sich diese Gedanken in mir entwickelten, je klärer die Bestimmung des Menschen und sein Verhältniß zu Gott und

seinem Nächsten ward, je innigere Freude ich an nützlichen Beschäftigungen und an der liebevollen Anhänglichkeit meiner kleinen Zöglinge fand, desto mehr Kraft gewann der Vorsatz in mir, einen Stand zu verlassen, der meinen Erwartungen nicht entsprach, und in die Welt zurückzutreten, wo ich mit den Mitteln, welche das Glück mir verliehen hatte, Nützliches schaffen konnte. Ich kannte jetzt die Mittel, durch die ein aufrichtiges und Gott ergebnes Gemüth den Gefahren der Welt entgehen kann, und ich gelobte Gott, sie mein ganzes Leben hindurch aus allen Kräften fest zu halten. Das Gelübde meiner Krankheit beunruhigte mich jetzt nicht mehr, weil ich überzeugt war, daß wer durchdrungen von Liebe zu Gott sein Geschäft mit Freudigkeit treibt, und mit frommen Sinn Gutes schafft, sein Leben Gott besser weiht, als wer in einer Celle vergraben sein leeres Daseyn mit harten Büßungen ausfüllt. Ohne mich also

meines Rücktritts zu schämen, meldete ich meinem Vormunde den gefaßten Entschluß, und bat ihn, auf einem meiner Güter, das ich bezeichnete, eine einfache Wohnung für mich einrichten zu lassen. Mit dem Anfange des Frühlings verließ ich meine treffliche Wirthin, die mich mit Liebkosungen überhäufte, als ob ich ihr eine Wohlthat erzeigt hätte, und mit tausend Thränen entließ. Eine ihrer Töchter, die jüngste von meinen Zöglingen, begleitete mich, und sie ist so lange bey mir geblieben, bis sie sich an einen rechtschaffnen Mann verheirathete, dem ich die Verwaltung meines Gutes übergeben konnte. Die Mutter hab' ich nachher oft wieder gesehn, nie ohne innige Rührung, nie ohne ihr aus vollem Herzen meine Rettung und das Glück meines Lebens zu danken.

Nachdem ich meine neue Wohnung bezogen hatte, ließ ich es mein erstes Geschäft seyn, mich mit den Einwohnern meines

Dorfes bekannt zu machen. Was ich hier fand, war nicht aufmunternd. Die meisten Familien waren verarmt, die Männer dem Trunke, die Weiber dem Müßiggang ergeben; die Kinder liefen in Lumpen und ohne Unterricht umher, und es war wohl kein Dorf, wo man so viele unfriedliche Ehen fand. Die lange Abwesenheit der Gutsherrschaft, und die schlechte Beschaffenheit des Geistlichen, der, selbst dem Trunke ergeben, ein Beyspiel aller Unordnung war, hatte die ganze Gemeinde in diesen Zustand der Verwilderung versetzt, deren Abstellung jetzt mein vornehmster Gedanke war. Ich fing damit an, mich des untauglichen Pfarrers zu entledigen, und einen frommen, verständigen und tugendhaften Mann an seine Stelle zu setzen, der mein Reformations-Projekt unterstützen, und mir seine Einsichten leihen könnte. Unser erstes Geschäft war jetzt, uns der Kinder zu versichern. Die verfallene Schule wurde wie-

der eingerichtet, und mit dem Unterricht in der Religion Gewöhnung zur Arbeit verbunden. Die Schwierigkeiten waren groß; aber da wir ihnen eine unermüdliche Geduld entgegensetzten, und unser Geschäft mit Liebe und einem wahrhaft religiösen Eifer betrieben, so gelangten wir in kurzer Zeit dahin, daß wir die Liebe und das Vertrauen der Kinder erwarben, und, indem wir auch zugleich ihren äußern Zustand verbesserten, einen Sinn für Rechtlichkeit und Ordnung in ihnen erwachen sahn. Das Beyspiel der Kinder wirkte auf die Aeltern zurück; diese fingen an sich vor jenen zu scheuen, und da wir denen, welche einigen guten Willen spüren ließen, auf alle Weise zu Hülfe kamen, gewannen wir immer mehrere für unsre Bemühungen. Gleich vom Anfang an hatte ich die wüste Kirche ausgeschmückt, und ihr ein heiteres Ansehn gegeben, und da ich sie selbst täglich besuchte, zog ich zuerst meine Hausgenossen, und dann all-

mählig die übrigen Glieder meiner kleinen Gemeinde herbey, die mein frommer Pfarrer bald durch Predigten, bald durch kürzere Ermahnungen, bald durch Kinderlehre auf eine so anziehende Weise beschäftigte, daß ihnen bald die Zeit des Gottesdienstes der glücklichste Abschnitt des Tages war. Denn alle Menschen haben eine Sehnsucht nach Religion, und es ist meist die Schuld ihrer Lehrer, wenn die Sehnsucht erlischt. Fromme und treue Lehrer bilden fromme und treue Zuhörer; aber wo jene die Uebungen der Religion mit Gleichgültigkeit oder Abneigung treiben, sich der Frömmigkeit schämen, Gott nur mit den Lippen preisen, und die frohe Botschaft der Erlösung, von der sie selbst nicht ergriffen sind, kalt und herzlos verkündigen, — da entweicht der Glaube und die Liebe von heiliger Stätte, und auch die Bessern entziehen sich allmählig der Theilnahme an dem öffentlichen Dienste Gottes, der ihnen keine Freude und

keine Erhebung mehr gibt. Ich sah mit Entzücken, wie in meiner Gemeinde durch die einfachen und herzlichen Ermahnungen des frommen Pfarrers der Sinn für die Religion täglich wuchs, und das, was durch menschliche Mittel entweder gar nicht, oder doch nur unvollständig hätte bewirkt werden können, zur Wirklichkeit kam. Die Eintracht kehrte zurück; die entzweyten Eheleute söhnten sich aus; der Müßiggang ließ immer mehr nach; und da ich die Dürftigern auf eine behutsame Weise mit dem unterstützte, was sie zur Förderung ihres Geschäftes nöthig hatten, so sah ich in wenigen Jahren die Trinker, Spieler und Müßiggänger in ordentliche, rechtliche und arbeitsame Hausväter umgewandelt.

In dieser Zeit, die ich zu den glücklichsten meines Lebens rechne, machte ich die Bekanntschaft des Grafen von Sendoval, welcher damals in meiner Nachbarschaft wohnte. Er besuchte mich bisweilen, lernte

meine Anstalten kennen, und unterstützte mich mit seinem Rathe in der Einrichtung meines Hauswesens. Der religiöse Sinn, von dem ich ihn beseelt fand, unsre gleichförmigen Ansichten von der Welt, sein gebildeter Geist und die Innigkeit seines Gefühls, flößten mir bald ein Interesse für ihn ein, welches mehr als Freundschaft war, und ohne daß wir es bemerkten, kamen sich unsre Herzen in demselben Wunsche entgegen. Durch die Verbindung mit ihm ist das Glück meines Lebens befestigt worden. Wir hatten nur Einen Sinn, nur Einen Willen, und die Verschiedenheit unsrer Meinungen über Gegenstände von geringerer Wichtigkeit ward für uns eine Quelle der Unterhaltung, nie des Streits. Sein edler und fester Charakter war mir in allen Zeiten eine sichre Stütze, und da er die Ueberlegenheit seines Verstandes nie misbrauchte, um mich zurückzuschrecken oder zu demüthigen, so suchte ich immer mit glei-

chem Vertrauen Rath und Hülfe bey ihm. Die Kinder, die ich ihm gebahr, vermehrten nicht unsre Eintracht, aber unsre Zufriedenheit, und unser gemeinsames Bemühen um sie, die Unterpfänder der göttlichen Güte, gab unsrer Liebe eine neue Richtung und eine noch größere Innigkeit. Fröhlich wuchsen die zarten Pflanzen heran. Ihr körperliches Gedeihen und ihre geistige Entwickelung ging gleichen Schritt; früh schlug die Gottesfurcht Wurzel in ihren Herzen, und da sie früh gewöhnt wurden, Gott als ihren unsichtbaren Vater, ihre Aeltern aber als die sichtbaren Stellvertreter des Höchsten zu betrachten, so mischten sie die Liebe zu uns und zu Gott auf eine solche Weise, daß jedes Gefühl religiöser Erhebung sie liebender gegen uns, und jeder Ausdruck der Liebe gegen uns sie zufriedner in Gott machte. Die ältesten meiner Kinder haben ihre irdische Laufbahn früh und auf *eine* für mich schmerzliche Weise geendigt; mein

Gemahl

Gemahl ward mir noch früher entrissen; aber die Ueberzeugung, daß diese reinen Herzen bey Gott sind, tröstet mich über ihren Verlust, und läßt mich dem Tage der Wiedervereinigung, der nicht mehr weit entfernt seyn kann, mit Ruhe und Freudigkeit entgegen sehn.

Dieses sind die frohen Hoffnungen, die mein Alter erheitern und mich in den Stürmen des Unglücks aufrecht erhalten haben, gegründet auf die innige Ueberzeugung von der Wahrheit des Glaubens, zu dem mich die Güte des Ewigen geleitet hat. Ich bekenne mich mit Freudigkeit zu der Lehre, die durch Christus die Welt befreyt und erleuchtet hat; sie hat mir Zufriedenheit und Ruhe gegeben, und ich bin gewiß, daß sie keinen hülflos lassen wird, der sie in ihrem innersten Wesen ergreift. Mit Unrecht scheint vielen das Christenthum eine traurige Religion, die den Glanz und die Farben des schönen Lebens vernichte, und seine Rosen

entblättere, um es mit Dornen zu krönen. Es ist wahr, das Leben derer sieht lustiger aus, die sich der religiösen Bedenklichkeiten entschlagen, und nur den Genuß des Augenblicks suchen; aber auch die Gedankenlosesten ekelt doch ihre Sinnenlust bald, und sie mischen Thorheit und Weisheit, Sünde und Reue, Begierde und Abscheu zu einer wüsten und verworrenen Masse, die sie fälschlich Leben nennen. Wahre Freude ist dabey nicht; denn diese wohnt nicht in den Dingen außer Dir, sondern in Dir selbst und in den Tiefen Deines Gemüths. Wie das zauberische Farbenspiel einer bethauten Wiese oder eines stäubenden Wasserfalls erst durch die Sonne entzündet wird, und es immer nur ihr Licht ist, das das Gewand der Erde mit tausend Reizen schmückt, so ist auch das, was uns in dem Traume des Lebens wahrhaft erfreut, immer nur der Abglanz einer höhern Freude, die in unsrer Seele wohnt, und ihre Strahlen an den

Blüthen und Crystallen des Lebens bricht. Die Quelle jener innern Freude aber ist das Bewußtseyn unsrer höhern Abkunft, oder die lebendige Erinnerung an die Quelle aller Vollkommenheit, von der wir einst ausgingen, und zu der wir zurückkehren. Darum bewegt uns Alles, was das Gepräge jener Vollkommenheit trägt, die Schönheit der Gestalt und der Handlungen, die unschuldige Liebe, die tapfre Verachtung des Lebens, die stille Ergebenheit in große Leiden, alles Reine, Erhabne und Edle mit einem so großen Entzücken. Ohne Gott gibt es weder Schönheit noch Tugend; die Welt ist ein Chaos ohne ihn, und weit entfernt, daß das Christenthum — das ja eben zu der Liebe und Erkenntniß Gottes führt — die Lichter des Lebens auslöscht, wandelt es vielmehr die Nacht in Tag, indem es die ächten Quellen der Freude aufschließt, und das Dauernde und Ewige von dem Hinfälligen und Vergänglichen scheidet. Frey-

lich erlöschen dann die matten Irrlichter der unreinen Lust vor dem höhern Glanz, mit welchem Glaube und Hoffnung das Leben erleuchtet, aber etwa so, wie der Schimmer eines Feuerwerks oder einer Beleuchtung in dem Augenblick, wo die Sonne über den Horizont emporsteigt, zu einer schmuzigen Düsternheit wird. — Manchen andern scheint das Christenthum nicht vornehm genug. Ihnen ist eben das anstößig, worin sich seine höchste Herrlichkeit offenbart, sein unbedeutender Ursprung, die Zärtlichkeit, mit der es sich tröstend an die Aermsten und Niedrigsten wendet, und die Forderung der Demuth, die es an die Ersten wie an die Letzten macht. Diese Forderung empört den Stolz derer, die sich weise und groß dünken; sie wollen, was sie doch vor keinem irdischen Könige thun, aufrecht stehn vor dem Könige der Himmel, und ihre menschliche Würde geltend machen vor dem, der sie aus dem Staube rief, und in den Staub

zurückwerfen kann. Und doch ist die Demuth eines frommen Herzens so weit entfernt zu erniedrigen, daß sich vielmehr in ihr der Geist am meisten aufrichtet. Nur wer den Unendlichen in seinem Innern erkennt und fühlt, sinkt in wahrhafter Demuth nieder vor ihm, und betet an, und schwingt sich aus dem Gefühl seiner Nichtigkeit über die Schranken der Endlichkeit hinaus. Was ist denn aber ein Unterpfand unsrer höhern Abkunft, wenn es nicht die Möglichkeit einer solchen lebendigen Erkenntniß ist? Und ist es nicht eben das Werk und der Triumph des Christenthums, daß wir — der Staub — unverzagt den Blick zu dem Ewigen erheben, daß wir uns seines Anschauens erfreuen, daß wir uns der unendlichen Allmacht als einem liebenden Vater nahen dürfen?

So wenigen Grund haben die Anklagen des Christenthums als eines düstern und entwürdigenden Glaubens. Auch eine dritte

Anklage, daß es den Menschen — der ja schwach sey und sinnlich von Natur — mit einem unerträglichen Joche belaste. Es ist wahr, das Christenthum fordert das Opfer sündhafter Begierden als die erste Bedingung zur Versöhnung mit Gott. Aber ist es darum hart und unerträglich zu nennen? Gewährt denn irgend eine jener Begierden Befriedigung? ist nicht ihre nächste Frucht immer wieder eine neue Begierde, ein heftigeres Streben nach etwas noch Entfernterem, und so immer fort, bis der Tod einen gewaltsamen Abschnitt macht? Ist dieses ein so beneidenswerther Zustand, daß man den Befreyer daraus einen Tyrannen nennen müßte? oder ist er nicht vielmehr ein Anfang der Verdammniß schon diesseits des Grabes? Ihr macht Anstalten ohne Ende, ihr setzt unzählige Hände in Bewegung, ihr müht euch selbst rastlos ab, um eurem Ehrgeiz, eurer Eitelkeit, eurem Gaumen, eurer Wollust einen Genuß zu bereiten; und kaum

habt ihr das gewünschte Ziel erreicht, so stürzt das ganze luftige Gebäude eures Strebens zusammen, und ihr müßt von neuem beginnen und immer von neuem. Was ist denn Verdammniß, wenn es das nicht ist? Sind eure Begierden größer als die Mittel sie zu befriedigen, so reibt euch ein leeres Verlangen auf; kommen sie ihnen gleich, so entzündet sich die Begierde an der Befriedigung, und wächst bald über alle vorhandenen Mittel hinaus. Einem solchen furchtbaren und unseligen Treiben setzt das Christenthum ein Ziel, und indem es einen unverrückten Mittelpunkt in Gott zeigt, zügelt es die unstete Wildheit des sinnlichen Strebens, und gibt dem Gemüthe Ruhe, indem es seine Richtung bestimmt. Was ist hier drückend und hart? Oder ist der ein Tyrann, der Frieden gibt statt Krieg? oder der ein harter Lehrer, der dem Gemüthe, statt eines wilden und ekelhaften Rausches, die stille und dauernde Seligkeit mittheilt,

die aus dem innern Frieden, aus der Eintracht mit sich selbst, und aus der Uebereinstimmung des eignen Willens mit dem Willen der ewigen Weisheit quillt?

Druckfehler.

S. 85 Z. 5 elle à choisir statt elle a à choisir.
— 108 — 11 lassen st. lassen.
— 146 — 11 alle Maas. st. alles M.
— 178 — 14 weißt noch. st. doch.
— 236 — 2 ich jedesmal. st. jemals.

II. Theil.

— 29 — 4 ihre wohlthätige Wirkung. statt ihre w. W. nicht.
— 32 — 5 belastete. st. belaste.
— 105 — 13 nach spinnen ist ein Punkt zu setzen.
— 178 vorletzte Z. Recht bleibt. st. bleibet.
— 203 — 3 um bedeutender Zwecke. st. um unbedeutender Z.
— 203 — 20 Namen Religion. st. N. der R.
— 205 — 10 entsetzte. st. entsetzt.
— 239 — 5 das mich. st. der mich.
— 247 — 12 aus dem Dunkeln. st. dem Dunkel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jacobs, Friedrich, 1764-1847

Rosaliens Nachlaß nebst einem Anhange

Bd.: 2

Leipzig 1820

P.o.germ. 668 r-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111769-4